834C272
Os

Das sterbende Rußland

Neudeutsche Verlags- u. Treuhandgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11

Georg Casperson

Das sterbende Rußland

Neudeutsche
Verlags- und Treuhandgesellschaft m. b. H.
Berlin SW 11, Hedemannstr. 12

HPP (1994-96): not selected
film exists at another library.

„— — zur vollsten Blüte des Menschengeschlechts führen"

(Aus einem bolschewistischen Erziehungsprogramm)

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten."

Willi Rudbach und den Seinen gewidmet

834 C272
Os

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zum Geleit 5

I. Im Internat 7

II. Die neuen Staatsschulen

1. Herbst 1918. In der einheitlichen Arbeitsschule Nr. *** 10
2. Winter 1919. In einer anderen Arbeitsschule 12
3. Petersburger Schulleben 1920 16

III. In den Kommissariaten

1. Wichtige Sitzung 19
2. Im Komitee der Nagelfabrik 21
3. Die Holzbehörde 22
4. Staatliche Schieber 23
5. Auf der Güterstation 23
6. Das Verladen der Wagen 24
7. Der Transport 26
8. Die Aepfel sind da 27
9. Die Verteilung 28

IV. Volk, Bourgeois und andere

1. Ach, ich Dumme 30
2. Im Hauskomitee 30
3. Beim Hausknecht 31
4. Die Wäscherin 32
5. Frau Ling 32
6. Moses Aaronowitsch 34

V. Nächtliche Arbeit

1. Auf der Suche nach Holz 36
2. Die Wache 37
3. Der eine schläft, der andere wacht 38

VI. Komik und Tragik im Wechselspiel

1. Der Professor 42
2. Der Ausverkauf 45
3. Der Buchhalter 48

VII. Auf der Straße 50

VIII. Auf den Folterbänken

1. Annuschka 54
2. 55
3. Im Krankenhause 56
4. 57
5. Die Gefangenen 57
6. Die Hinterbliebenen 58

IX. Es geht zu Ende 60

X. Die Hungerkatastrophe 62

SLOCUM
JUL 1 6 1954

Zum Geleit

Das war noch im Frühling vor einem Jahr. Wohl hatte man sich seit Jahr und Tag in einen Zustand des Hungerns hineingewöhnt, aber die tödliche Hungerkatastrophe war noch nicht eingetreten. Damals klagte mir eine Mutter, die nicht aus der Klasse der Reichen war: „Denken Sie sich nur, mein Junge glaubt mir nicht, daß Ostern unser schönstes Fest ist.“ Wehmütige Tränen perlten ihr aus den Augen, während sie mir ihr Herz ausschüttete. „Und eine Freude wollte ich ihm doch bereiten. Er sollte wenigstens wissen, wie wir früher Ostern feierten. Ich sprach vom selig machenden Nachtgottesdienst mit seinem Lichterglanz und dem jubelklingenden Glockengeläute, ich erzählte ihm, wie wir die Osterkuchen in die Kirche brachten, daß der Priester sie weihe — — — und dann malte ich ihm so recht lebendig den Ostertisch aus mit seiner Fülle von Gaben — — — und was meinen Sie, der Junge lachte mir einfach ins Gesicht und sprach: Mutter, das ist ja ein ganz neues Märchen, bei Gott, es klingt schön, doch was soll mir das Märchen, ich will Brot essen. — — — Ach, das arme Kind hat ja noch nie einen wirklichen Ostertisch gesehen, es weiß gar nicht, was ein „Kulitsch“ ist, (eine Art Napfkuchen) und wie köstlich ein „Paßcha“ schmeckt — (süße Osterspeise aus Butter und Quark).

So ist es! Den während des Krieges geborenen Kindern muß das Leben, wie es die Menschen alle außerhalb Sowjetrußlands führen, wie ein Märchen vorkommen. Sie kennen es ja nicht aus eigener Anschauung. Fürwahr, eine grausige Tragik, nicht mehr zu wissen, was „Mensch“-sein und menschlich leben heißt!

Nun ist die Hungerkatastrophe, die notwendig gekommen wäre auch ohne Sommergluthitze und Dürre, eingetreten. Das größte Massensterben hat begonnen.

Vielleicht werden die folgenden Bilder aus dem Lebensbuche des jüngsten Rußlands den Außenstehenden, die noch menschlich leben, denen, die das bolschewisierte Leben nicht in eigener Person haben durchkosten müssen, auch wie unglaubwürdige Märchen vorkommen, die einen ordentlich gruseln machen können und die man aus Neugierde liest, um zum Schluß erleichtert aufzuatmen: Gott sei Dank, daß es bei uns nicht so ist, und gedankenlos in eingewöhnter Trägheit seine Lebensstraße weiterzutrotten.

Wehe! wer das Buch beruhigt aus der Hand legt, ohne einen Entschluß zur Tat gefaßt zu haben, wird mitschuldig an der großen Lebenslüge, die auch unser Volk knechtet. Denn nichts ist in diesem Buch Dichtung, alles ist Wirklichkeit, nackte, blutige Wirklichkeit, die jeder einzelne bis zur Verzweiflung täglich und nächtlich erlebt. Helfen dem so arg betrogenen unglücklichen Russenvolk,

das sich unter den rücksichtslosen Faustschlägen und Fußtritten einer kleinen geschlossenen, militärisch organisierten Gruppe von Fanatikern, Despoten und wissentlichen Betrügern schmerzvoll krümmt und in Todesqualen windet, ihm helfen können wir Deutsche nur dadurch, daß wir sehend werden, die wir blind geworden sind vor lauter Leichtgläubigkeit, daß wir endlich den Mannesmut aufbringen, wahr und ehrlich zu sein uns selbst gegenüber, um die moralische Kraft wiederzuerlangen, dem doppelzüngigen Bolschewismus, der durch sein schleichendes, seelenverpestendes Gift auch unser Volk noch immer bedroht, die Lügenmaske des Volksbeglückertums vom Gesicht zu reißen. Das ist heute eine Pflicht, die ein jeder von uns, der noch deutsch ist, als etwas Selbstverständliches zu erfüllen hat. Eine Pflicht dem eigenen Volke gegenüber, wenn wir nicht im Lügenpfuhl unserer Zeit endgültig versinken wollen. Es ist eine gleiche Pflicht, die uns aufrüttelnd zwingt, alles daranzusetzen, um die Lügengespinste zu zerreißen, mit denen uns die Männer des Westens seit Jahr und Tag umgarnen. Es ist eine gleiche Pflicht, die uns zwingt, den Mut aufzubringen, um in die gräßliche Verlogenheit unseres eigenen Revolutionslebens mit dem blanken Schild der Wahrheit hineinzuleuchten. Ja, dieses Buch, das vom Schicksal der Russenrevolution spricht, will aufrütteln, will zu ernster Besinnung zwingen, ehe es zu spät wird. Wir müssen wieder wollen lernen, Menschen mit Gesinnung zu werden! Dann erst wird der helle Wahnsinn weichen, dem ein Teil unseres Volkes noch immer verfallen ist, einem Wahnsinn, der da glaubt, auf dem bodenlosen Grund von Lüge, Gemeinheit und Unsittlichkeit ein Sonnenglückreich der Zukunft für die Werktätigen aufbauen zu können. Wir sollten nach all den Erfahrungen der letzten Jahre doch gelernt haben den Weisheitsspruch des Lebens, daß die Weltverbesserung nimmer von außen und durch Aeußerlichkeiten erzwungen wird, solange die Menschen in ihrem innerlichsten Sein die alten bleiben, solange nicht jeder einzelne, seine Trägheit überwindend, sich aufrafft mit heiligem Willensentschluß, vorerst mal Revolution zu machen gegen sich selbst und den Mephisto in sich zu bändigen.

Das ist die einzige Freiheit, die uns noch geblieben ist: die Lüge zu entlarven, wo immer sie uns verwirren will und ihrem zersetzenden Gift dadurch zu begegnen, daß wir es mit der Wahrheit ersticken.

Das ist die einzige Freiheit, die uns noch geblieben: daß wir die Dummheit und Bosheit von ihren heimlichen Schleichwegen ins Strahlenlicht des Tages zerren, denn dies Gesindel kann das reine helle Licht der Sonne nicht ertragen.

Das ist die einzige Freiheit, die uns noch geblieben: daß wir allen auflösenden, zerstörenden Teufelskräften, die aus dem Tiermenschen stammen, die Kräfte bindenden, freudestarken, guten entgegensetzen, die aus Gott stammen.

Das ist die einzige Freiheit, die uns noch geblieben: daß wir, ein jeder in seinem Wirkungskreise, ein Beispiel vorleben dürfen, wie man Liebe ausstrahlt, Freude schenkt, gut macht, indem man gut wird.

Weil das also unsere einzige Freiheit bildet, die uns niemand rauben kann, haben wir die Pflicht, sie tatfreudig zu verwirklichen.

Berlin, im August 1921.

I. Im Internat

Anfang 1918. Im kahlwändigen, kalten Lehrerzimmer sitzt der kleine Professor der Naturgeschichte und blickt stumpfsinnig auf seine durchlöcherten Stiefel. Die alte Wanduhr rasselt Dreiviertelneun. Kreischend springt die Türklinke aus dem Schloß. Der Inspektor ist eingetreten. „Noch niemand da?" Mit kleinen Schritten tänzelt er an den Tisch heran. Aus der dämmrigen Ofenecke ruft es entgegen: „Ich bin da." „Ah, Nikolai Alexandrowitsch!" Nervös drückt er seinem Kollegen die Hand. „Wissen Sie das neueste? Stellen Sie sich nur vor, man will mich aus meiner Wohnung setzen! Und die Wärterinnen ziehen ein!" Und schon beginnt er, hastend im Zimmer auf und ab zu gehen. — Der kleine Professor kommt aus seiner Ruhe nicht heraus: „Das glaube ich nicht, Jefim Michailowitsch. Die Arbeiter schätzen Sie." — „Aber der Arzt aus dem Findlingshause nebenan ist gestern auf die Straße geflogen!" — „Sie brauchen nichts zu fürchten, Jefim Michailowitsch. Sie sind bisher doch gut mit den Leuten ausgekommen." Eine Sekunde bleibt der Inspektor nachdenklich stehen, dann fällt er wieder in seinen aufgeregten Trab. „Wissen Sie, daß die vom Findlingshause unsere Angestellten aufhetzen? Ich hab's aus sicherster Quelle, daß Jegor die Hand im Spiele hat. Wir kommen auch noch an die Reihe." — „Welcher Jegor?" — „Der Wasserleitungsarbeiter, derselbe, der vor drei Monaten entlassen wurde, der Trunkenbold. Das ist es ja eben!" Wie in einen Käfig gesperrt, läuft der Inspektor hin und her. Pause. Dann plätschert es aus der Ecke hervor: „Ja, Jefim Michailowitsch, diese ewige Unruhe hat sich auch den Schülerinnen mitgeteilt. Mit den großen ist überhaupt nichts mehr anzufangen. — — Stimmung zum Lernen sei nicht da, heißt es immer. — — — Und aufrichtig gesagt, wer von uns ist denn noch in Stimmung." Wehmutsvoll blickt der kleine Professor auf seine durchlöcherten Stiefel. Pause. Dann plötzlich zum Inspektor: „Jefim Michailowitsch, haben Sie auch davon gehört, daß sich in der Kommerzschule ein Komitee aus Schülern und Bedientenpersonal gebildet habe? Der Direktor soll abgesetzt sein." „Habe ich es nicht gesagt?" ruft erschreckt der Inspektor. „O, Sie werden noch erleben — — solche Beispiele wirken ansteckend. Gift für unser Institut!" „So schlimm kann es bei uns nicht werden." — Polternd wird die Tür aufgestoßen und der Historiker stürzt ins Zimmer. —

„Ah, Alexander Alexandrowitsch! Wohin waren Sie denn verschwunden? Wir fürchteten schon — —" Bleich, abgemagert sieht der Historiker aus. Verstört blickt er seine Kollegen an und wischt sich mit zitternder Hand den Schweiß von der Stirn: „Ja, abdanken — — ich tu nicht mehr mit." Kraftlos sinkt er in den Stuhl. „Alexander Alexandrowitsch!" fleht der betroffene Inspektor, „Sie müssen bleiben, Sie haben noch Autorität bei unsern Angestellten." Da springt der Historiker auf, packt den Inspektor an der Brust und schreit: „Ich mußte meine Universitätswohnung in 24 Stunden räumen! Und nichts mitnehmen! Verstehen Sie!?" Dann lacht er bitter auf und wirft sich in den Sessel. „Ich ein Burschui! Burschui . . ."

Aus dem Zeichensaal drängt sich ein schmaler Lichtstreif durch die Tür in den finstern Korridor hinaus. Schritte hallen herauf. Sie kommen näher. Man hört gedämpfte Stimmen.

„Nun, diese Nacht habe ich geschlafen."

„Diese Nacht?"

„Ja, die vergangene Nacht, wirklich schön."

„Nanu, was treiben Sie denn sonst?"

„Ich? Bei Gott, nichts!"

„Kollege, was haben Sie nur? Diese Einsilbigkeit, dieser Trübsinn schon all die Tage ist mir ganz neu bei Ihnen."

„Ach, wie gern würde ich alles verschlafen! Doch der andere läßt es nicht zu."

„Welcher andere?"

Der Zeichenlehrer zieht den Kollegen in die Ecke und flüstert ihm ins Ohr: „Der Kommandant von Moskau, Genosse Muralow. Er treibt es so arg, daß ich nicht schlafen kann . . ."

„Sie kennen also diesen gefürchteten Mann?"

„Leider! Jede Nacht kommt er auf seinem Auto angesaust. Daß die Kerle sich immer die schönsten Häuser aussuchen! — — — Und dann geht's los über mir. Weiber, Schufte, Geschieße, Gelage — bis in die Morgenstunden. Und da liege ich dann mit klopfendem Herzen und warte, daß man zu mir ins Zimmer dringen wird, mich packen und hinauswerfen. Es wird ja heute alles requiriert — — — Erst wenn der Schlußakkord verklungen, schlafe ich ein."

„Was für ein Schlußakkord?"

„Ja, ich höre, wenn die Flaschen ins Klosett geworfen werden. Das gibt dann ein Geklirre."

Er machte eine wegwerfende Handbewegung, schüttelt den ausgemergelten Kopf und schlürft willenlos in den Zeichensaal.

3. Das Ende

Eine Woche später. In der hohen Vorhalle, an der Paradentür, steht Pjötr, der Portier, auf seinem Posten und wackelt mit dem Kopf ohne aufzuhören. Einen zerrissenen Schafpelz hat er an und eine zerknitterte Mütze auf dem Kopf. Goldverbrämt ist sie noch und mit schwarzen Doppeladlern bestickt, nur an der Stirne trägt sie eine neue Kokarde, faustgroß, rot — — Die Tür war aufgegangen, war schwer ins Schloß zurückgefallen. Pjötr steht auf seinem Fleck und wackelt mit dem Kopf. „Pjötr!" „Ja, Alessan Alessanitsch —" Lichtlose Augen blicken auf. „Pjötr! Was ist mit dir?" Mechanisch hilft Pjötr den Mantel abnehmen und müht sich ab, ihn auf den Haken zu hängen. „Ach, Alessan Alessanitsch, drei Zaren habe ich überlebt — — und jetzt kommt der Jegor und spielt den Kommandanten — — — alles auf den Kopf gestellt. Gestern nachmittag das Möbel, weiß Gott wohin, aus der Wohnung Ihrer Exzellenz geschleppt — — sie selbst hinausgeprügelt — — — Gut, daß Sie diese Tage nicht im Institut waren — — und sehen Sie nur das Parkett an, alles zerkratzt und oben die Fensterscheiben eingeschlagen — — als ob es herrenloses Gut wäre — —"

„Wann ist das passiert, Pjötr?" „Gestern — — ja, gestern nacht war das Gelage unten — — alle bewaffnet, diese Genossen — — Alessan Alessanitsch! Ein Pferdestall ist unser schönes Institut, nur noch ein Pferdestall — —"

„Ihr seid selbst schuld! Was habt Ihr Euch denn den Jegor gewählt zum Komissaren!"

„Alessan Alessanitsch! Wer hat denn gewählt? Niemand hat gewählt! Er hat sich selber eingesetzt. Fremde Arbeiter aus der Stadtwäscherei drangen gewaltsam ein — — Uns drohte man mit Entlassung. Wir müssen schweigen, wir Alten."

Aufgeregt steigt der Historiker die Freitreppe hinauf, bleibt aber auf der oberen Plattform stehen und starrt auf einen Fetzen Papier an der Tür. „Pjötr!" Was ist das hier für ein Dekret?" „Bei Gott, Alessan Alessanitsch, ganz vergessen. Ich sollte auch unten eins ankleben. Unten und oben, für die Lehrer."

„Von Jegor?" „Ja, Jegor hat heute 8 Uhr strengstens befohlen." Der Historiker strengt seine kurzsichtigen Augen an, um den Inhalt zu entziffern. „De=kret Nr. 3. ich befehlen den früheren Lehrer mich zu unterwerfen wer zehn Minuten vor beginn der stunde anfang nich auf sein Arbeitsplatz an mein Kabinett is wird nach dem Dekret bestraft . . erstens . . zweitens"

„Verrückt, ich verstehe kein Wort davon."

Aus dem Lehrerzimmer dringt aufgeregtes Stimmengewirr. Klassendamen mit aufgelöstem Haar umstehen die Lehrer. Die Augen sind verweint, bleich, verzerrt die Gesichter. Aus der Ofenecke hysterisches Schluchzen. An der Wand drücken sich Schülerinnen verschüchtert herum — — —

„Nein, eine s o l c h e Nacht überlebe ich nicht mehr!"

„Alexander Alexandrowitsch, helfen Sie uns," flehen einige Stimmen.

„Nicht mal Jefim Michailowitsch im Nebenhause konnten wir benachrichtigen" schreit jemand. „Wo ist Jefim Michailowitsch?" „Jefim Michailowitsch?" „Jefim Michailowitsch!" Von der Wand her aufgeregtes Geflüster der Schülerinnen: „Sie haben ihn gefangen genommen." — „Nein, aus der Wohnung vertrieben." — „Er flüchtete vorher — ich sah aus dem Fenster, als die Direktrice durch den Rosengarten lief, da rannte Jefim Michailowitsch ihr nach." — „Ich sah es auch, — und ohne Pelz war er." — „Nein, er hatte seinen Pelz an . . ."

„Was wollen wir nur mit den Kindern machen?" schreit eine alte vertrocknete Klassendame und ringt verzweifelt die Hände. „Retten Sie uns!" fleht eine andere mit verstörtem Gesicht und flüchtet sich in die Arme des kleinen Professors der Naturgeschichte. „Nikolai Alexandrowitsch! Sie allein haben noch Einfluß auf die Bande. Schützen Sie uns, Nikolai Alexandrowitsch!" Von allen Seiten wird der Professor umringt, von allen Seiten suchen bittende Hände ihn zu umgarnen . . .

„Aber, meine Damen, so geht es doch nicht, — Sie müssen sich beruhigen —"

Aus der Ofenecke schreit es verzweifelt herüber: „Nein, nein, nein, es ist nicht auszusprechen, was wir gestern nacht erleben mußten. — — — Jegor voran, zehn Bewaffnete hinterdrein, und alle betrunken! — — und dann drangen sie in den Schlafsaal der Mädchen — — —"

Von einem Weinkrampf geschüttelt, windet sich das alte Fräulein auf dem Sessel, weint, schreit, lacht . . .

Mit einem Satz hat der Historiker die Wasserkaraffe ergriffen und gießt der Hysterischen das Wasser über den Kopf. — — —

„Meine Damen", beruhigt der kleine Professor, „ich bleibe die nächste Nacht im Institut, wir werden schon mit den Kollegen einen Wachdienst einführen. "

„Aber Sie haben doch keine Waffen!" ruft eine verzweifelte Stimme. „Und Sie können sich auf niemand hier verlassen", eifert eine andere. „Die jungen Wärterinnen halten es alle mit den Genossen und die alten drücken sich."

„Beruhigen Sie sich nur, meine Damen", sucht Nikolai Alexandrowitsch zu begütigen. „Es wird so schlimm nicht sein — — in Ihrer Aufregung glauben Sie mehr zu sehen — — —"

„Aber ich bitte Sie", ruft empört die deutsche Aufsichtsdame. „Bei meiner Kollegin, der kleinen Französin, wollten ein paar Trunkenbolde die Tür zu ihrem Schlafzimmer mit Gewalt einbrechen. Was wollen Sie denn noch mehr?"

„Sie kommen!" kreischen die Mädchen an der Wand und flüchten wie gescheuchte Wildenten ans Fenster. Im Augenblick ist alles erstummt.

Vom Korridor dröhnen Tritte. Dann wird die Tür mit einem Stiefelschlag aufgestoßen. Kommissar Jegor steht im Zimmer, zwei Revolver im Gürtel. Breitspurig kommt er näher. Ein Säbel rasselt hinterdrein. Die Mütze sitzt ihm

schief auf dem Kopf; eine zerkaute Zigarette wippt nervös im Mundwinkel auf und ab. Aus dem aufgedunsenen Gesicht höhnen zwei kalte stechende Augen und das freche spitzige Bärtchen am Kinn lächelt selbstgefällig. — — — Nach einem atembeklemmenden Schweigen poltert es mit gurgelnden Tönen: „Genossen, es wird in allen Schlafräumen und Damenzimmern eine Haussuchung vorgenommen werden. Hier im Institut liegen Waffen versteckt. Sie rühren sich nicht aus dem Zimmer. Verstanden?!"

Durch die offene Tür lugen vier, fünf grinsende Soldatengesichter. Der Historiker springt auf: „Aber Jegor Iwanowitsch, was denken Sie denn! Sie treiben Spott mit uns —"

„Schweigen!" stampft der Kommissar. „Schweigen!" und er zieht einen Revolver aus dem Gurt.

Der kleine Professor ihm entgegen, ruhig, einlenkend: „Jegor Iwanowitsch, Sie schrecken ja die Kinder zu Tode mit Ihrem Gebaren. Damit wird doch niemandem geholfen. Und sehen Sie denn nicht, daß wir wehrlos sind? Das mit den Waffen im Institut ist doch wirklich Unsinn." Jegor lacht: „Unsinn? Ist das Unsinn, daß Sie alle miteinander Burshuis sind?" — „Bedenken Sie, Waisenmädchen — —", „Burshuikinder!" brüllt der Kommissar. „Basta! Wer sich von Ihnen aus dem Zimmer rührt, wird nach dem Dekret erschossen. Verstanden?!" Dann macht er kehrt, winkt seinen Genossen „Bewacht diese Burshuis!" Die Tür fällt ins Schloß. Im Korridor knallt ein Schuß.

Todesschweigen. Draußen im Park die alten Kastanienbäume halten den Atem an. Schwarz, vergrämt, tränenbeperlt blicken sie auf zum weißen Renaissancebau des Instituts. Ein Riesenmarmorsarg. Oben hockt der Tod und geigt mit schrillem Strich. Von irgendwo her knattern Gewehre.

Verständnislos blicken die alten Kastanienbäume und erstarren. In der Allee vor dem Portal wiehern Pferde der roten Garde und nagen an der Rinde der hohen Torpappel.

II. Die neuen Staatsschulen

1. Herbst 1918. In der Einheitlichen Arbeitsschule Nr. ***

12 Uhr mittags

Das provisorische Lehrerzimmer ist vollgekramt mit Büchern, Präparaten, Instrumenten, Karten, — alles durcheinander. Um den langen Tisch herum sitzen und stehen Schularbeiter und Schularbeiterinnen und schlürfen bitteres heißes Teewasser aus Tassen, Gläsern, Unterschalen.

Eine vergrämte Dame in einer großen, bunten Küchenschürze erscheint in der Tür. Viele Stimmen ihr entgegen: „Anna Karlowna, wir werden wohl eine außerordentliche Komiteesitzung einberufen müssen, um uns einen andern Oberkoch zu wählen. Wir sind heute alle ganz unzufrieden."

A. K.: „Mir schon recht, wenn Sie diese Bürde wieder von mir nehmen. Zehnmal lieber unterrichte ich, als die ewigen Unannehmlichkeiten mit der Küche!"

Der frühere Direktor: „Liebe Anna Karlowna, so war es ja nicht gemeint. Sie müssen schon bleiben. Wer wollte denn sonst? — Aber die Suppe war heute in der Tat etwas sehr wassersüchtig."

Eine Stimme: „Eine echte rechte Sowjetsuppe wie aus der Staatsmittagsküche."

A. K.: „Ja, meine Herren, darüber müssen Sie schon Klage führen im Schulkommissariat des Zentrums."

Ein Lehrer aufgeregt: „Was? Will man uns wieder die Lebensmittelrationen verkleinern? Weiß der Kuckuck, gegen unsere Schulen haben die Kommissare immer noch ein Mißtrauen."

Der fr. Direktor (ironisch): „Weil wir so verflucht pedantisch die Dekrete erfüllen!"

Eine Stimme: „Nein, im Ernst, Anna Karlowna, warum war ausgesucht heute, wo ich hier frühstücke, die Suppe so dünnflüssig?"

A. K.: „Nun, wenn ich vier Kontrolleure aus dem Kommissariat zu Besuch habe, und wenn jeder zwei Doppelportionen mit wahrem Heißhunger verzehrt — —"

Einige Stimmen: „Was, sie haben uns wieder einmal kontrolliert?"

A. K.: „Diesmal nur die Suppe. Vor lauter Loben konnten sie mit dem Abschmecken gar nicht zu Ende kommen. Aber die Mützen nahmen die Herren nicht ab. Anfangs taten sie wohl sehr patzig, nach dem Frühstück jedoch wurden sie liebenswürdig und entfernten sich sauzufrieden."

Eine Stimme: „Diese Bande! Haben sie uns unser Frühstück weggefressen!" Allgemeines Gelächter.

A. K.: „Notgezwungen mußte ich Ihre Portionen verdünnen."

Früherer Direktor lacht: „Gewiß, Kollegen, solch eine gute Suppe wie bei uns haben die armen Schlucker wohl lange nicht gegessen. Es lebe unsere Küchenfee Anna Karlowna! Etwas von deutscher Disziplin und Ehrlichkeit haben wir doch noch in den Knochen, wenn es auch äußerlich recht bolschewistisch bei uns aussieht."

A. K.: „Sehen Sie, meine Herren, schließlich haben Sie es nur mir zu verdanken, daß die Kontrolleure abschoben, ohne Sie oben weiter belästigt zu haben."

---

2 Uhr nachmittags. Stickige Staubluft im Korridor. In allen Klassen werden Bänke und Tische geschoben, daß die Tintenfässer hochauf springen und die Tinte weithin spritzt.

„Jetzt wird unsere Hälfte gefegt. Wir haben zuerst angefangen!" Zwei Knaben mit einem Besen wirbeln den Staub über die Diele weg zur Tür hinaus. Ein Mädchen wischt mit einem taschentuchähnlichen Läppchen Tafel und Fensterbrett rein. Da wirbelt von der anderen Zimmerhälfte eine Staubwolke auf und hüllt das Mädchen ein.

„Karl, das ist unverschämt von dir! Nun ist alles wieder bestaubt." Von der entgegengesetzten Wand lacht es herüber. „Deine Schuld, was wartest du nicht ab, bis w i r fertig sind."

Die Knaben, die zuerst den Staub auf den Korridor gefegt haben, verteidigen das Mädchen. „Was fällt Euch ein! Ihr da pfuscht uns stets ins Handwerk. Unsere Seite fing zuerst mit dem Aufräumen an!" Und schon schlagen die Besenstiele aufeinander und der Staub zieht einer schweren Wolke gleich über Tische hinweg und Bänke und blinzelt mit den Sonnenstrahlen, die neugierig zum Fenster hineingucken. Das Mädchen sucht den Staub mit ihrem Tüchlein abzuwehren und wirbelt noch mehr auf.

„Ganz wie zwei Boxer", lacht eine Stimme. „Nein, zwei Haudegen", kommentiert eine andere.

„Na, hört mal", ruft der Lehrer in die Tür, „seid Ihr denn ganz von Gott verlassen? Was treibt Ihr da!?"

„Wir räumen nur auf, Herr Meyer, p ü n k t l i c h nach dem D e k r e t. Von 2 bis 3 ist unsere S t a u b s t u n d e."

Der Lehrer wettert: „Laßt die Albernheiten! Jedesmal, sobald Eure Gruppe an die Reihe kommt, gibt's Krakehl. Ihr könnt doch nichts ordentlich machen!"

„Das sagen Sie immer, Herr Meyer, die andern treiben's grad ebenso. Ihre Illa macht noch mehr Staub!"

„Aber, Kinder, so nehmt doch endlich Vernunft an! Ihr schadet Euch ja selbst. Ihr werdet noch alle lungenkrank, wenn Ihr's so weiter treibt."

„Aber das Aufräumen geschieht doch nach dem Dekret!"

„So nehmt doch wenigstens einen nassen Lappen!"

„Wir haben ja nur einen Lappen für die ganze Schule zugebilligt bekommen. Schauen Sie, die Mädchen benutzen schon ihre Taschentücher."

Am äußersten Ende des Korridors gibt's ein Hallo. Die Klosetts sind verstopft. Bis auf den Korridor hinaus fließt das Wasser. Einige Mädchen patschen auf den glitschrigen Fliesen herum, bis an die Knöchel im Wasser, und bohren verzweifelt mit Stöcken und Draht im Abtritt. Ein anderes Mädchen, puterrot im Gesicht, scheuert mit einem Ballen Zeitungspapier die Pissoirs.

„Grete, nein, es ist doch wirklich eine Schweinerei diese Beschäftigung! Ich verstehe nicht, warum man alles Dienstpersonal entlassen hat!"

„Ja, meine liebe, keusche Ingrid", ruft ein Lümmel aus der Tür, „Ihr sollt eben alles lernen, praktisch!"

„Mach, daß du rauskommst", kreischen die Mädchen und stampfen mit den Füßen, daß es nur so spritzt.

„Ihr sollt fortab praktische Lebensarbeit leisten, wie's im Dekret steht", höhnt eine Baßstimme vom Korridor aus.

„Will's glauben, das fällt schwerer, als büffeln." Gelächter draußen.

Auf der Treppe bürsten zwei Jungen den angesammelten Staub mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit von Stufe zu Stufe herunter. „Achtung, Lise", schreit es nach unten, „die Wüste Sahara stürmt!" „Kostenloser Anschauungsunterricht", kichert eine Stimme herauf.

Unten im Garderobenraum ein Gedränge und Gekreische.

Ein Knabe und ein Mädchen von der obersten Stufe rasseln mit dem Schlüsselbund dazwischen. „Ruhe! Trollt Euch mal schneller nach Hause, wenn Ihr schon nicht arbeiten wollt. Balgen könnt Ihr Euch zu Hause."

Ein Junge schreit von hinten: „Unsere 6 Stunden Arbeitszeit sind noch nicht um!"

Schallendes Gelächter. Ein paar kräftige Lungen gröhlen ungebärdig. „Du Paul", lockt eine heisere Stimme, „rauf auf die Mädels! Hu—r—r—a—a—a!"

Die an die Wand gedrückten Mädchen schreien, fuchteln mit den Armen und schlagen mit den Füßen aus.

„Zurück!" donnert der Dejourant. „Morgen führe ich Klage bei Eurem Klassenlehrer. Unausstehlich!"

„Das zieht nicht", ruft eine freche Stimme. „Das Schulkollegium hat zu bestimmen, und da sitzt Paul selbst drin!"

2. Winter 1919. In einer anderen Arbeitsschule

Im weitläufigen Ankleideraum marschiert der einzig nachgebliebene Schuldiener in hohen Pelzstiefeln, im wattierten Mantel und eine Pelzmütze über die Ohren gezogen, wie ein Perpendickel auf und ab. Zuweilen bleibt er stehen, springt wie verrückt auf einem Fleck herum und klopft sich die Hände warm.

„Morgen, Andrej, wieviel Grad haben wir heute?"

„Hier unten immer noch minus 7 Grad Reaumur. Im mittleren Korridor ist es wärmer, minus 4 Grad Reaumur. Der oberste Korridor ist nicht mehr zu benutzen."

„Also noch immer Frost?"

„Ja; ziehen Sie sich nicht aus. Die andern haben auch Pelz und Galoschen anbehalten."

„Aber es sollte doch mit dem Heizen wieder probiert werden. Was meinte denn unser Mechaniker? Wann könnten die Wasserröhren wieder instand sein?"

„Die Sache steht sehr faul. Gestern nacht krochen wir nochmals auf dem Boden herum und besichtigten. An vierzig Kniestellen ist die Leitung geplatzt. Vor dem Frühjahr wird es wohl nichts."

„Dann werden wir schließen müssen! Man hält es ja nicht länger aus!"

„Vorläufig wird wohl weiter „sich beschäftigt" werden. Das Schülerkollegium will nicht schließen. Sonst bekommen sie das kostenlose Frühstück nicht!"

Kleines Zimmer. In den Türecken drücken sich eine Unmenge von Geographie- und Geschichtskarten herum. Der Geographielehrer, die Hände in dicken Faustfandschuhen, wühlt in den Karten, wirft sie über den Haufen, brummt ärgerlich, rollt auf, rollt wieder zu, stellt sie der Reihe nach wieder an die Wand. „Zum Verrücktwerden, so geht es jetzt tagein, tagaus. Was man braucht, ist nicht aufzufinden."

Drei, vier Kollegen, in Pelzen bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, trampeln sich die Füße warm, immer rund um den Tisch. Finsteres Schweigen. Von Zeit zu Zeit hallt aus dem Korridor wüstes Geschrei. Eine Schar vermummter Gestalten rast wie wahnsinnig an der Tür vorüber.

Lärmend läutet die Schulglocke 9 Uhr. Die Lehrer blicken auf.

„Wieviel Schüler sind eigentlich erschienen?"

„Heute ausnahmsweise viel."

Der Schüler Bock, Vorsitzender des Schülerrates, in Wintersportkleidung, springt durch die Tür.

„Gut Morgen, die Herren! Wir werden die oberen Abteilungen zusammenziehen müssen. In Klasse V und VI sind bisher nur acht erschienen. Dann muß das Frühstück heute eine Viertelstunde früher ausgeteilt werden. Um 12 Uhr ist eine allgemeine Schülerkonferenz angesagt. Deputierte für den Moskauer Schüler-Kongreß sollen gewählt werden." Damit blitzt er ab.

Einige Klassendeputierte, Mädchen und Knaben, stürzen atemlos ins Zimmer.

„Was für eine Stunde haben wir zuerst?"

„Was soll IV a machen, vorläufig nur zehn da, aber es kommen sicher noch welche zum Frühstück."

„Können die beiden V. nicht zusammengezogen werden, dann kommen wir drei Stunden früher nach Hause."

„Und können wir nicht morgen zwei Stunden später erscheinen, der russische Lehrer wird bestimmt fehlen."

„In unserer Klasse fehlen vier Lehrer, was sollen wir machen?"

So hasten die Fragen durcheinander. Der frühere Direktor hat den Stundenplan ergriffen und kalkuliert. „Wir werden Ihnen sogleich den Arbeitsplan für heute mitteilen."

Eilig drängen die Deputierten aus dem Zimmer.

Die Uhr schlägt ein Viertel.

„Wer fehlt denn noch von den Kollegen?" fragte der frühere Direktor. Die Lehrer sehen sich einander an: „Wieder mal alle außer uns."

Der frühere Direktor: „Meine Herren, das geht doch nicht! Wir können gewärtig sein, morgen eine neue Strafandrohung vom Kommissar zu bekommen." Pause. Dann ein Kollege: „Immer sind die Lehrer schuld! Und

neulich? Da waren wir fast alle erschienen, hinter unserm Rücken aber hatte die Schüler-Konferenz den 12. Januar zum Feiern der Revolutionsopfer bestimmt."

Der frühere Direktor: „Aber, meine Herren, wir müssen anfangen! Also, so weit es geht, ziehen wir die Klassen zusammen — — — Sie, Kollege, nehmen vielleicht die IV. und V., ich behalte die siebente, und Sie könnten dann — — —"

Der Lateiner tritt ein. Sein Gesicht ist verzerrt, der Schnurrbart vereist, die Hände blau, erstarrt.

„Endlich, Kollege! Wir zerbrachen uns schon den Kopf, wie die Klassen zu verteilen."

Der Lateiner, gereizt: „Ich kann keine Stunde geben. Muß mich erst auftauen. Hundeleben! — — 6 Uhr morgens heraus, durch die Finsternis in den Vorort gerannt nach Kartoffeln. Nach endlosem Betteln eine Handvoll eingetauscht. Wieder zurück und mit hungrigem Magen einundeinhalb Stunden in die Schule marschiert — — — Halte aus, wer will, ich mache nicht mehr mit!

Der frühere Direktor: „Kollege, wir müssen aushalten. Im Frühjahr wird es besser werden —"

Der Lateiner verstört: „Besser werden! Sehen Sie denn nicht, wie wir leben! Unsern Alten haben wir nun glücklich vor einer Woche unter die Erde gebracht. Verhungert — — der andere russische Kollege ist kindisch geworden in seiner Gier nach dem Sowjetbutterbrot. Der Zustand des dritten ist hoffnungslos. Zwei liegen an schwerer Lungenentzündung danieder. Was wollen Sie denn noch mehr? Aushalten! Ha!" —

In der geräumigen hellen Klasse sind alle Bänke von den Fenstern an die gegenüberliegende Wand gerückt. In der äußersten Zimmerecke sitzen etwa fünfzehn Mädchen und Knaben dicht, dicht aneinander geschmiegt. Man erkennt die Gesichter kaum, so tief in die Kleider hineinverkrochen haben sich alle. Auf eine der vordersten Bänke hat sich der Lehrer gesetzt. Seine Mütze hat er abgelegt. Iphigenie wird gelesen. Plötzlich eine Stimme: „Ist doch alles Unsinn! Niemand kapiert ja etwas. Lassen Sie uns lieber tanzen!" Im Nu ist alles aufgesprungen. „Ja, tanzen", rufen begeistert die Mädchen, „das ist noch die einzige produktive Beschäftigung, da wird man doch ordentlich warm!" Und sie tanzen. — Durch die Eisblumenfenster blinzelt neugierig die Sonne.

Auf der langgestreckten Wandtafel müht sich der Mathematiker ab, mit seinen blaustarrigen Spinnenfingern eine algebraische Formel herauszubriegen. An der Wand, hinter Tüchern verborgen, kichern einige Mädchen. Unterm Tisch guckt ein Jungenkopf vor. Einige Knaben in Pelzmützen über die Ohren gezogen und dicken Fausthandschuhen gehen in der Klasse auf und ab, pro forma ein Heft unter dem Arm.

Endlich spricht der Lehrer: „So, jetzt werde ich Sie bitten, diese Formel abzuschreiben. Ohne diese Formel können Sie die nächstfolgenden Aufgaben nicht lösen."

„Die Tinte ist eingefroren, wir haben keine Tinte!"

Lehrer: „So nehmen Sie einen Bleistift! Lassen Sie doch endlich die Kindereien. Wir kommen keinen Schritt vorwärts!"

Die Mädchen: „Uebrigens sind unsere Finger so steif, daß wir überhaupt nicht schreiben können."

„Und dann fehlen ja zwei Drittel der Klasse," rufen ein paar Knaben, „abschreiben können wir's ein anderes Mal. Sie müssen doch die Formel den Fehlenden aufs neue erklären."

„Das verdammte Fehlen!“ ruft verzweifelt der Lehrer, „man weiß nie, wer anwesend ist, wer nicht.“

„Ist doch nicht unsere Schuld, daß es keine Bücher gibt, früher konnte man zu Hause nachlesen.“

Ratlos steht der Lehrer vor der Tafel, reibt sich die Kreide von den Fingern und schweigt.

Eine Mädchenstimme: „Wasja, wieviel Uhr ist es?“

Eine Baßstimme unterm Tisch antwortet: „Gleich halb 12.“

„O, dann ist es Zeit, daß wir gehen!“ Vier Mädchen springen auf, eilen zur Tür, einige Knaben ihnen nach.

„Wohin? Die Stunde ist noch nicht zu Ende!“

„Frühstück zubereiten! Und Sie bekommen heute ein ganz besonders großes Butterbrot.“

„Ach so,“ haucht es tonlos über die Lippen des Lehrers.

Noch einige Knaben und Mädchen stehlen sich hinaus.

„Ja, warum denn alle?“ — Wir helfen mit!“ — Auf dem Korridor hört man ein Gelaufe und Gekicher.

---

10 Minuten vor 12. Der alte Russe öffnet vorsichtig die Tür zum Lehrerzimmer: „Niemand da!“ Erleichtert atmet er auf, schiebt sich hinein, schließt sacht die Tür und läßt sich schwer niederfallen in den aufstöhnenden Diwan vor dem langen Tisch mit der fadenscheinigen Wachstuchdecke. Die schwarze Brille ist auf die Nasenspitze gerückt, nun haspeln zehn steifkrumme Finger sie wieder die eiterbeulige Nase hinan. Die graue Haarmähne sträubt sich nach allen Windrichtungen, und über den zerfetzten Pelzkragen, zur Brust hinab krauft sich der lange Bart wild und struppig. Das schwer durchfurchte Gesicht lauscht gespannt.

5 Minuten vor 12. Ins Zimmer schlürft, lautlos auf Filzsohlen gleitend, ein Kollege — ein Knochengerippe mit Pelz umzogen. „Verdammt!“ brummt es vom Diwan her. „Ah, Michail Modestowitsch, so früh hier?“ Vom Diwan droht es: „Na, und Sie?“ — „Ja, ich wollte man bloß —“ — „Ja, ich wollte auch bloß“, schreit es verzweifelt vom Diwan. „Was wollten Sie auch bloß, Mensch!“ krächzt es dem russischen Kollegen entgegen.

Die Schulglocke schrillt. Die Tür wird aufgestoßen, zwei Mädchen in roten Wolljacken stellen ein Tablett auf den Tisch. „Dreizehn Portionen heute.“ — „Zu spät!“ zittert die Stimme vom Diwan. „Platz da!“ gröhlt es vom Korridor. Zwei stämmige Knaben, Zigaretten im Mund, schleppen die rauchende Teemaschine herein. Ein Kohlendunst verbreitet sich. „Guten Appetit!“ rufen die Jungen lachend und verschwinden.

Mit einem gurgelnden Ton ist der Russe aufgesprungen und hat sich über das Tablett gestürzt. Bevor noch sein Kollege hinzuspringen konnte, hatte Michail Modestowitsch schon zwei Butterbrote in die Tasche geschoben und das Zimmer verlassen. „Dieb!“ krächzt der andere ihm nach. Dann beugt er sich gierig über den Teller, ergreift ein Brötchen, nimmt mit zitternden Fingern ein Stück Käse von einer zweiten Schnitte, eilt zum Fenster und beginnt zu kauen. Die anderen Kollegen kommen. Jeder nimmt seine Ration, gießt sich den kochenden Tee ins Glas und beginnt schweigend sein kostenloses Frühstück zu verzehren. Zuletzt erscheint der Mathematiker. Der Teller ist leer. „Heute also bin ich ohne Butterbrot geblieben! Kollegen, es muß doch endlich mal Ordnung geschafft werden! Unsere Lebensmittel-Kommission scheint das einfachste Zählen nicht mehr zu verstehen!“

Eine Damenstimme: „Meine Herren, das kommt daher, weil die Kom-

mission morgens niemals im Bilde ist, wieviel um 12 Uhr erscheinen werden." Feindselige Blicke schießen durch den Raum hinüber und herüber.

Der frühere Direktor: „Das geht aber nicht, daß Sie ohne Frühstück bleiben, Kollege! Gehen Sie doch in die Kommission hinauf. Ein Anteil Brot wird sich schon noch finden."

Der Mathematiker: „Damit dann morgen die dankbare Frau Fama erzählt, daß sich einige — Namen werden ja nie genannt — aus dem allgemeinen Suppentopf die Fettaugen abschöpfen. Ich danke!" Er wendet sich resigniert zur Tür.

Der frühere Direktor, mit bekümmertem Gesicht: „Ja, es muß anders gehandhabt werden. Auf der nächsten Komiteesitzung sollten wir einstimmig den Beschluß fassen, daß nur diejenigen — ganz gleich ob Schüler oder Lehrer — ein Anrecht auf das Frühstück haben, die bis zum Beginn der zweiten Stunde erschienen sind."

Allgemeines Schweigen. Man schlürft das heiße Teewasser. Plötzlich greift der frühere Direktor nach der Uhr: „Ein Viertel!" Zu den Kollegen, nervös: „Meine Damen und Herren, oben tagt die Schülerkonferenz, wir sind auch gebeten worden. Es wird Zeit." Er erhebt sich und klappert mit seinen großen Galoschen hinaus. Langsam folgt einer nach dem andern.

Der Geographielehrer zum Lateiner: „Gehst du nicht?" — „Danke, habe wichtigere Dinge im Kopf." — „Höre mal, laß dir doch vom Komitee einen Vorschuß bewilligen." — Der Lateiner mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Alles eins!" — „Lieber Freund, du mußt vernünftig werden. Du siehst doch, daß heute nur derjenige lebt, der lügt, betrügt, stiehlt und den Sowjetstaat prellt, wo und wie er kann. — — Und du hast da noch Bedenken, dir auf ganz reelle, legalisierte und dekretierte Weise ein paar hundert Rubel zu verschaffen."

Der Lateiner ist aufgestanden: „Das verstehst du nicht. Von den Hunden?! Nimmer. Lieber eine Kugel in den Kopf." — Aufgeregt geht er im Zimmer auf und ab.

„Du brauchst ja von deiner Ueberzeugung nichts aufzugeben!" beruhigt der andere. „Radieschen sein, außen rot, innen weiß. Das ist heute Notwendigkeit." — „Laß das! Ich bleibe ich." Pause. Der Geograph kramt auf dem Bücherregal. Der Lateiner hat sich gesetzt. Er stiert vor sich hin.

„Wenn ich nur Frau und Kinder fortschaffen könnte — — —. An den Wänden Eis. Die Kinder ohne Stiefel. Hungern. Meine Frau kränkelt sich zu Tode — — —. Ich kann sie nicht mehr ernähren. Morgen bekommen wir Zwangseinquartierung. Ich soll auch so'n verdammter Bourgeois sein. Ha, ha, ha, Bourgeois!" — Plötzlich ballt er die Faust und schlägt auf den Tisch: „Diese Mörder!"

3. Petersburger Schulleben 1920

In der früheren Turnhalle geht die Arbeit munter vor sich. Stühle werden zerbrochen, Kleiderknaggen zerschlagen, die Holzstücke fliegen nur so. Einige Mädchen sammeln lachend das zerkleinerte Holz in die Schürzen und schleppen es hinaus. Zwei Jungen sägen an einem Turnbarren. Sie haben die Mäntel abgeworfen. „Hartes Holz, was? 's wird einem ordentlich warm um's Herz!" „Na, ich habe genug!" „Kostja, heran! deine Reihe!" — „Die Bänke waren dagegen ein Kinderspiel." — „Ja, das ging wie geschmiert." „Für wie lange wird's wohl reichen?" — „Nun, 3 Tage werden wir gewiß heizen können." — „Und dann?" — „Aber Mensch, da haben wir doch noch die Schultische!" Vom Korridor her schallt die Stimme des Vorsitzenden vom Schülerkomitee: „Genossen! 6 Mann sofort ab ins Kommissariat." — „Geht nicht, müssen erst das Holz zersägen."

Der Vorsitzende ist eingetreten: „So kapiert doch, es wird Schweinefleisch für die nächste Woche ausgeteilt! Wer zuerst kommt, hat's." „Schweinefleisch? Potz Kuckuck!" schreien die Kameraden. „Wer geht mit?" — „Ich, ich!" — —„Wir gehen alle mit!" — „Nein, nur 6 Mann, sonst wird es zu auffällig," kommandiert der Vorsitzende. „Und alle Fehlenden mit in die Listen eintragen! Je mehr Esser, desto besser. Dann haben wir Hoffnung, ein ganzes Schwein zu kriegen." Die Kommission macht sich auf den Weg. „Beeilt Euch, bis Mittag zurück zu sein", ruft der Vorsitzende ihnen nach, „um 2 Uhr ist Komiteesitzung. Ich habe auch Deputierte der Lehrer hinzugebeten." — „Zu Befehl!" lacht es zurück, Die Wirtschafterin erscheint in der Tür. „Sind Sie bald fertig mit dem Aufsägen?" — „Gleich, Fräulein, nur noch diesen Balken!" Der Vorsitzende: „Fräulein, Sie unterstützen uns natürlich heute auf der Sitzung. Sagen Sie mal, aus dem Schweinefleisch, das wir bekommen, könnten Sie uns doch eine famose Fastnachtspirogge backen?" Einige Stimmen: „Ach was, Sie knappsen halt etwas von den Rationen ab!" —„Karl, das ist eine Idee, eine Pirogge zum Fest, noch nicht dagewesen!"

Die Wirtschafterin: „Was soll denn das für ein Abend sein?"

Vorsitzender: „Das bestimmen wir eben heute um 2 Uhr. Wieder ein Tanzabend, vielleicht auch ein Maskenball."

Einige Stimmen: „Natürlich ein Maskenball! Darauf ist noch keine Schule verfallen."

Vorsitzender: „Es fragt sich nur, ob wir ein Haus zum Einreißen bekommen. Wir brauchen viel Holz, um die Räume zu erheizen."

Eine Stimme: „Die Erlaubnis bekommen wir gewiß. Und wißt, wenn wir die Sache unter einem feinen Decknamen bringen, dann bewilligt uns das Kommissariat sicher noch Karamels, Tee und anderes Zeug."

Vorsitzender: „Bis 2 Uhr habt Ihr ja Zeit. Strengt Eure Hirne an und denkt nach, zu wessen Ehren wir das Fest feiern wollen. Aber es muß schon ein ganz besonderer, noch nicht gefeierter Revolutionär sein!"

Der frühere Lehrer C. bekommt von einem seiner gewesenen Schüler eine Mittagskarte zugeschickt mit beiliegendem Zettel: „Verehrter Genosse Lehrer! Ich fahre auf vier Tage auf die Dörfer hamstern. Mein Kupon bleibt ungenutzt. Wenn Sie wollen, können Sie meine Portion abholen. In der nächsten Woche gibt's ausgezeichnete Grützsuppe mit Schweinefleischgeruch. Jedenfalls besser als die Wassersuppe in der Staatsküche, wo Sie angeschrieben sind. Ich habe mit der Schülerkommission gesprochen. Wenn Sie wollen, dürfen Sie meine Suppe für sich abholen gehen."

Zwischen 12 und 2 Uhr mittags

Ueber den blankgefrorenen, unebenen Fußsteig, den geräumigen Schulhof entlang glitschern im Gänsemarsch Frauen, Männer, Schulbuben und Mädchen jeden Alters. Einige haben um den Hals eine Blechkanne hängen, welche, den Gleichgewichtsschwankungen folgend, auf und nieder pendelt. Andere tragen eine Menage in der Hand, deren Deckel ständig Sprünge macht mit dumpfen Tönen und schrillem Klirren, je nachdem der Träger eine stolpernde oder fallende Bewegung macht. Wieder andere balancieren, einen Topf oder ein Schüsselchen in die blauen frostbeuligen Hände gekrampft, den Steig entlang bis zum Schulhause. Und dann durch die Vorhalle, und dann geht's die Treppen hinan, Stufe für Stufe mühsam aufwärts. Man meint Bergsteiger vor sich zu haben, die einen gefahrvollen Pfad erklimmen. Alle Augenblicke gleitet jemand aus und schlägt mit seinem Geschirr zu Boden. „O, diese Treppen," stöhnt es. „Hat da wieder einer seine Suppe

übergeschilpert!" — „Schau mal, hier, schwarzes Eis auf den Stufen!" — „Schafskopf, gefrorener Ersatzkaffee ist das!"

Die einzelnen Menschen unterscheidet man kaum, sie verschwimmen, je höher sie steigen, in einem dampfenden Nebel, der aus der Küche wallt. Kohlgeruch schlägt in die Nase, und eine bedrückende Atmosphäre von verfaulten Kartoffeln schwängert die Luft und bleibt an den Kleidern hängen.

Oben, vor der Eingangstür in den dämmerigen Saal stauen sich die Suppenreflektanten, defilieren am Tisch vorbei, wo einige Mitglieder der Brotkommission sitzen und die Kupons von den vorgewiesenen Karten abschneiden, — und dann drängen sie tiefer hinein in den feuchten Nebelraum und klappern erwartungsvoll mit ihren Geschirren, bis vor den suchenden Blicken der Ausschanktisch auftaucht mit seinen dampfenden Kesseln. Man sieht nur, wie sich ein unförmlicher Löffel gespensterhaft über den Tisch reckt und die brühheiße Grütze in die vorgehaltenen Geschirre gießt.

„Guten Tag, Fräulein!" Ein kleines Mädchen knickst und sucht sein großes Gefäß auf den klebrigen Tisch zu schieben. „Mama läßt schön grüßen, und ich sollte fragen, ob Sie schon das Kleid eingetauscht hätten, wir können keine Kartoffeln bekommen."

„Ja, wer ist denn da?" fragt eine rauhe Stimme aus dem Dampfnebel herüber. „Die Kleine von Pastors," lachen einige Knaben und drängen resolut vor. „Sie steht schon eine ganze Weile und kann ihre Suppe immer nicht bekommen."

„Ach, du bist's, Hertunchen. Sag Mutter, sie müsse sich noch gedulden. Aber, was ist denn mit deinen Brüdern geschehen, ich sehe sie schon seit einigen Tagen nicht mehr."

„Die sind aufs Land gefahren nach Rüben."

„Dann bekommst du wohl auch ihre Portion?"

„Nicht aufhalten! Vorwärts!" lärmen die Hintermänner.

„Wir protestieren! Wer verreist, bekommt keine Suppe!"

In der Mitte des Saales sitzen einige vermummte Gestalten und löffeln gierig ihren Brei. Hier und da tritt einer aus der Schlangenreihe beiseite und leckt aus dem Grützentopf. Die meisten aber schwanken mit vollen Gefäßen behutsam die Stiegen hinunter. Neue Suppenhungrige steigen auf in den Nebel. „Was gibt's heute?" „O, vorzügliche Hirsesuppe." „Dünn?" „Nein, dickgekocht." „Noch viel da?" „Sie müssen sich beeilen." „Ach Gott, man sieht ja nichts!" Von oben klingt eine Mädchenstimme: „Alles nach Gefühl, nur tapfer voran!" „Zu spät!" Aus irgendeiner Fensternische krächzt es: „Der erste Kessel ist geleert. Die zweite Auflage wird getauft!" Schallendes Gelächter.

10 Uhr abends

Der Junge kommt nach Hause.

Mutter: „Wieder so spät, Wolf!"

Wolf (freudestrahlend): „Aber ich bin doch satt. Vier Pfund Brot habe ich aufgegessen! Keine Oekonomie für euch."

Mutter (erschreckt): „Vier Pfund Brot?"

Wolf: „Ja, vier Pfund Brot. Stelle dir nur vor: 4 Pfund Brot und vielleicht noch mehr."

Redselig erzählt er weiter: „Unsere Klasse sollte in den Vorort gehen, ein Holzhaus einreißen. Zum Heizen. Du weißt doch. Nun stellte sich heraus, daß einer unbedingt nach Lebensmitteln ins Kommissariat fahren mußte. Ich durchschaute sogleich die Sache und mit Mischa erboten wir uns, allein ins Kommissariat zu gehen, während die andern zur Hausvernichtung abzogen. Wir hatten es eilig.

Auf dem Rückwege zur Schule schnitten wir uns jeder ein tüchtiges Stück Brot ab, das war doch unser gutes Recht, da wir zwei allein für die anderen geschleppt hatten. In der Schule bekamen wir dann noch für die „geleistete Arbeit" unser obligates Pfund Brot. Dann eilte ich zur Hauszerstörung. Ich kam noch zurecht. Famos! Wieder ein Pfund Brot und prachtvolle Grütze. Ich verstand es, mir drei volle Teller zu verschaffen!"

Mutter: „Ach, Junge! Und dann das Prahlen mit deinen Kräften. Du holst dir wieder was und ich habe die Sorge, wie dich gesund zu pflegen."

Wolf: „Habe nur keine Angst, Mutti! Ich und noch zehn andere, wir rissen ein, daß die Därme krachten und der alte Kalk in die Winterluft dampfte. Schlappe Kerls, die andern! Nach dem Essen drückten sich die meisten. Auch die Lehrer schleppten nicht. Der eine drückte sich schon zu Beginn, der andre wollte nur kommandieren, rührte aber keinen Finger — — — Erst um 9 Uhr waren wir mit den Balken in der Schule. Unsere Küchenfee, weißt du, die frühere Klassendame, regalierte uns noch mit Kaffee und Zucker und Grütze, die nachgeblieben war. —.— Morgen früh wird gesägt. — — Und weißt du, Mutti, ich bin zum zweiten Vorsitzenden in die Lebensmittelkommission gewählt!"

Mutter: „Das auch heute?"

Wolf: „Nein, morgen sind die Wahlen. Aber ich werde mit Stimmenmehrheit gewählt. Das ist eine ausgemachte Sache. Dann bin ich dick durch! Wir vom Vorstande bekommen 4 Portionen Suppe!"

Mutter: „Wolf, das will mir gar nicht gefallen."

Wolf: „Aber Mutti, siehst du, 1 Teller auf die Suppenkarte, wie alle, den andern für die Arbeit im Komitee. Ganz legal. Und weil ich mich mehr als andere beschäftige, gibt mir Anna Karlowna noch zwei Teller extra. Schließlich ist sie doch von uns im Komitee abhängig — — —"

Mutter: „Nein, Junge, dann wirst du ja den ganzen Tag in der Schule stecken. Wer soll denn nach den Lebensmitteln fahren? Die Schwester kann nicht schleppen —"

Wolf: „Aber Mutter, die Schule geht doch vor! Immer hieß es, daß ich mich zu wenig für die Schule interessiere, und nun . . ."

Mutter: „Für's Lernen, Wolf!"

Wolf (überhörend): „Und dann kann ich dir ja als Komiteemitglied besser helfen. Ich werde dir immer etwas mitbringen. Schau her! (er zieht aus der Tasche einige getrocknete Fische) da hast du zur Probe Wóblas, die gibt's nur noch in der Roten Armee. Aber wir haben's verstanden. 50 Pud bekommen wir. Nur unsere Schule, keine sonst. Koche nur getrost daraus morgen eine Suppe. Schmeckt ausgezeichnet, kräftiger als das alte Dörrgemüse."

Mutter: „Woher hast du das eigentlich?"

Wolf (stolz): „Gestohlen!"

Mutter: „Aber Wolf, das geht doch nicht!"

Wolf: „Aber Mutti, wir stehlen alle!"

III. In den Kommissariaten

1. Wichtige Sitzung

Im fünfstöckigen Eckgebäude am Kanal, wo die staatswichtige „Verwaltung der Arbeiten zum Ausbau des Petersburger Handelshafens" untergebracht ist, zittert eine erwartungsvolle Unruhe treppauf, treppab, Zimmer ein, Zimmer aus: „Aepfel!" Die Maschinenfräulein verlieren ihr Seelengleichgewicht, lachen ein-

ander zu und tippen das Wörtchen Aepfel. Die unzähligen Schreibarbeiter stehen in Gruppen herum, rauchen als Arbeitsersatz ohne Unterlaß ihre stinkenden Zigaretten: „Wann wohl die Aepfel da sein könnten?" „Ob überhaupt?" schütteln einige ungläubig das Haupt. Martin, der Brotverteiler, wird umstürmt, er wisse wohl näheres; was sie wohl kosten würden, die Aepfel? wieviel Pfund wohl jeder einzelne erhalten würde? Martin ist gegen solche Fragen schon abgestumpft. Verdrießlich schaut er drein, bleibt stumm wie immer, zuckt verständnislos mit den Schultern und geht hinaus. —

Neugierig drücken sich Lauscher und Lauscherinnen an der Tür zum Sowjetzimmer herum. Mit hoffnungsleuchtendem Blick treten sie heran, um mit langgezogenen Gesichtern, enttäuscht, sich wieder fortzustehlen. „Noch immer keine Entscheidung!" Die aufgeregte Phantasie aber sieht allüberall auf Tischen und Stühlen Aepfel äugen; die Nase spürt nicht mehr den beißenden Machorka-Qualm; ein süßer Apfelduft weht sehnsuchtsstillend durch die Zimmer. — —

Derweil findet bei verschlossenen Türen eine außerordentliche Sitzung des Arbeiter- und Verwaltungsrates statt unter Vorsitz von Alexander Iwanowitsch, dem kleinen, schwarzen, kugelrunden, aber in allen Magenfragen äußerst gewandten Kommunistenführer im Hafenkomitee. Ein Fremder aus dem Süden, ein Mitglied des dortigen Uprodkom (Kreiskommissariat für Lebensmittel) macht ein Dekret verletzendes, doch ungemein ansprechendes Angebot. Lautlose Stille. Alles lauscht gespannt. Von Zeit zu Zeit nur bricht sich ein unverständliches Stimmengewirr Bahn. Er spricht lange, spricht unbeholfen, doch der Inhalt seiner Ausführungen schmeichelt sich jedem ins Herz. Einzelne Worte graben sich unauslöschlich ins Gedächtnis. „Riesenobsternte im Süden." „Das Obst muß verfaulen, weil Zentrum Ausfuhrerlaubnis nicht gibt." „Der Uprodkom in M. macht Ihnen durch mich das offizielle Angebot — — — vier, fünf Wagen und mehr mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen können wir Ihnen sofort zustellen — — —."

Vorsitzender: „Ja, aber unser Petersburger Kollegium gibt uns für M. keine Erlaubnis. Uns ist schon ein Kreis im Pleskauschen zugewiesen."

Ein rothaariger Arbeiter (erregt): „Zum Teufel, warum wird denn diese Erlaubnis nicht ausgenutzt! Aepfel, — das ist das einzige, was es noch zu fressen gibt, und wir bekommen nichts!"

Sekretär des Kommunistenrates, ein Riese, dick und behäbig: „Aber Genosse, ich komme eben von meinem Urlaub zurück. War an der estländischen Grenze. Lohnt sich nicht für uns. Wenig und teuer. 12 bis 15 Rubel das Pfund. Schwieriger Transport obendrein — aber Sahne und Quark gibt's — —."

Rothaariger Arbeiter, aufspringend, unterbrechend: „Was heißt, lohnt sich nicht! Sie wissen wohl nicht, was Aepfel hier kosten? Habe gestern 60 Rubel das Stück zahlen müssen. Und schlechte Aepfel. Ich stimme dafür, erst das Mandat für Pleskau auszunutzen!"

Antonius (Ingenieur, jetzt Hauptmacher in Lebensmitteln usw. Er spricht immer mit süßlichem, verbindlichem Lächeln): „Genossen, ich habe heute morgen auf dem Pokrow-Markt hier unten 90 Rubel das Stück gezahlt. Seht her, dieser rote Apfel, Südfrucht. Ganz anders als die Pleskauschen. Ich bin dafür, daß wir das Angebot annehmen. Wir kommen vorteilhafter davon, als wenn wir uns mit dem Petersburger Kollegium einlassen."

Vorsitzender: „Genosse, zu welchem Minimalpreis können Sie liefern?"

Uprodkomist: „Wir wollen keine Geschäfte machen. Ich bin erstaunt über die frechen Preise hier. Glaubt mir, ich konnte gestern kein Brot kaufen. Nein, hierher komme ich nicht mehr. — — Wir wollen nur unser Obst loswerden, bevor es verfault. Im Augenblick nur Fallobst. Später wunderbare Winteräpfel. Wir liefern Ihnen Petersburg zu 3 bis 4 Rubel das Pfund."

Allgemeines freudiges Gemurmel. Einzelne Stimmen: „Annehmen." Ein Teil ist aufgestanden und vertrampelt sich die eingesteiften Beine. Zwei, drei Komissare verzehren in aller Gemütsruhe ihre belegten Bröte.

Vorsitzender: „Sagen Sie doch, Genosse, wie wollen Sie nur ohne Zentrumserlaubnis verkaufen? Wird das Gouvernementskollegium auf den Durchfahrtstationen nicht requirieren?"

Uprodkomist (mit bewußtem Stolz): Dann würde ich Ihnen das Angebot nicht machen. Das lassen Sie unsere Sorge sein. Wir schaffen's."

Sekretär: „Alexander Iwanowitsch, wie bekommen wir aber die Wagen raus, wenn sie ankommen. Sie wissen, seit einiger Zeit macht uns das Petersburger Kollegium Schwierigkeiten. Sie sind neidisch auf „unsere Organisation", die bessere Resultate zeitigt als der ganze Apparat im Petrokom — — — prod (Hauptlebensmittelverwaltung)."

Rothaariger Arbeiter (schlägt auf den Tisch): „Bei des Teufels Großmutter, wenn das Kollegium unsere Aepfel requirieren will, wie's im April mit den Kartoffeln geschah, so wehren wir uns. Unsere Werkstättenarbeiter räubern dann den Wagen mit Gewalt! Annehmen und basta!"

Vorsitzender (verschmitzt lächelnd): „Genosse, das laßt meine Sorge sein. Sind erst die Aepfel in Petersburg, dann schieben wir schon die Wagen in den Hafen ab."

Stimmen, wild durcheinander: „Annehmen." „Schriftlich abmachen."

Sekretär (dazwischen): „Auf keinen Fall ins offizielle Protokoll aufnehmen!"

Uprodkomist (ganz gelassen): „Natürlich müssen Sie das Packmaterial beschaffen. (Die Ruhe tritt sofort ein. Ueberrascht blickt alles auf den Uprodkomisten.) Am besten, Sie schicken uns fertig zugeschnittene Brettchen. Wir haben keine Sägen, auch mangelt's an Arbeitskräften."

Lautlose Stille. Alexander Iwanowitsch kraut sich verlegen den Kopf. Dann ratlos: „Holz darf nach dem Dekret nicht ausgeführt werden. Wir haben kein Holz."

Rothaariger Arbeiter: „Wir haben doch noch die Kartoffelsäcke. Die schicken!"

Sekretär: „Die sind verfault. Geht nicht."

Uprodkomist: „Geht nicht in Säcken. Fallobst. Sie würden den Transport nicht aushalten.

Stimmen aufgeregt durcheinander: „Schaffen Sie Rat! Alexander Iwanowitsch es muß gemacht werden!"

Vorsitzender blinzelt zu den beiden Bevollmächtigten für Lebensmittelbeschaffung herüber. Der eine Bevollmächtigte raunt Antonius etwas ins Ohr.

Antonius: „Genossen, wozu haben wir denn unsere Privatagenten, unsere Burshuis?" Zum Vorsitzenden, während die anderen bejahend den Bevollmächtigten zunicken: „Alexander Iwanowitsch, schreiben Sie vor allen Dingen ein Papier schön bestempelt an das Holzkommissariat. Der Genosse Bevollmächtigte wird Ihnen den Inhalt diktieren. Dann müssen sofort diesbezügliche Vollmachten für unsere Agenten ausgestellt werden. Was die Wette, die schaffen's."

Einstimmig angenommen. Der Vertrag mit dem Uprodkom in M. wird geschlossen. Nach einer Stunde tippen die Maschinen die Ausweispapiere. „Marja Iwanowna, was werden Sie aus den Aepfeln machen?" — „Einkochen." — „Na, ich denke, es ist vorteilhafter, sie zu verkaufen."

2. Im Komitee der Nagelfabrik

Zwei Tage darauf Komiteesitzung in der nationalisierten Draht- und Nagelfabrik. Es präsidiert der Leiter des Arbeiterrates, Kommunist, tätiger Bourgeoisie-

vernichter, der in allen Kommissariaten unter dem Namen Schlichter bekannt ist. Der Hafenagent macht seinen Vorschlag: „Wir können Ihnen zu einem Spottpreise Südäpfel liefern, wenn Sie gewillt sind, für uns Bretter zuzuschneiden für die nötigen Pack-Kisten. Sie haben ja Holzvorrat, wir die Aepfel. Der Tausch ist für Sie sehr vorteilhaft. Sie müssen sich aber gleich entscheiden. Die Metallfabrik reflektiert auch auf Aepfel."

Unentschlossenes Stimmengemurmel. „Aepfel sehen!" „Probe."

Schlichter: „Wann können die Aepfel hier sein?"

Agent: „Die liegen zum Abtransport fertig, alles weitere hängt von der Schnelligkeit der Kistenholzlieferung ab."

Schlichter: „Wer garantiert, daß die Aepfel ankommen?"

Agent: „Das Hafenkomitee. Alexander Iwanowitsch ist sicher, daß wir die Aepfel reinbekommen. Der Uprodkom in M. schickt sie sofort ab, wenn die Bretter eintreffen. Zur Sicherheit können Sie ein paar Arbeiter mitschicken, die begleiten dann die Aepfel nach Petersburg zurück."

Die Stimmen teilen sich. Aepfel wollen alle haben, die früheren Erfahrungen mit Schlichterschen Agenten lassen schwere Zweifel aufkommen an dem Erfolg dieser Aktion.

Schlichter: „Wieviel Kisten brauchen Sie?"

Agent W.: „3600, die nötigen Pud Nägel dazu und Draht."

Schlichter: „Wie schnell brauchen Sie die Bretter?"

Agent W.: „Je schneller, desto besser."

Schlichter: „Gut. Morgen erfolgt die endgültige Antwort."

Am nächsten Tage unterschreibt der Arbeiterrat der nationalisierten Nagelfabrik folgenden Kontrakt:

„Wir erklären uns bereit, eine Woche lang an Stelle der obligatorischen Nagelkistchen genau nach Ihren Angaben Bretter für 3600 Apfelkisten zuzuschneiden und diese nach Möglichkeit auf unserm Auto in den Hafen zu transportieren. Wir liefern 50 Pud Nägel und Draht dem Hafen. Dafür erklärt sich der Hafen bereit, die Hälfte der ankommenden Aepfel uns zu einem Vorzugspreis, der 2,50 Rubel das Pfund nicht überschreiten darf, abzutreten." Eine mündliche Geheimabmachung lautet: „Die Hafenagenten versprechen Schlichter und seinen drei nächsten Genossen, die sich um das Zustandekommen der Aktion verdient gemacht haben, einige Apfelkisten mit Mehl, Grütze, Speck oder ähnlichen Gaben als kommunistisches Ehrengeschenk zu füllen."

3. Die Holzbehörde

Morgens 11 Uhr in der Holzbehörde. Im Zimmer des Oberkommissars sitzen ein paar Juden in bequemen Ledersesseln und rauchen gute Zigaretten. Kleine Konferenz. Der Hafenagent tritt ein, überreicht schweigend zwei rotunterschriebene Papiere, aus denen die großen roten, runden Stempel des Arbeiterkomitees vom Hafen in die Augen springen. „Was ist das für ein Packmaterial? Vier Wagen brauchen Sie?"

„Jawohl, Holzmaterial in den Süden, für den Uprodkom in M."

„Holz darf nicht ausgeführt werden."

„Erlauben Sie, es sind Holzreste, welche nur noch als Packmaterial Verwendung finden können."

„Woher haben Sie denn so viel Holzabfälle, daß Sie damit 4 Wagen füllen wollen?"

„Genossen! Wissen Sie denn nicht, daß der Hafen seit zwei Jahren ausgebaut wird? Im letzten Dekret ist uns wieder ein Millionenzuschuß vom obersten Volks-

wirtschaftsrat bewilligt worden. Haufenweise liegen im Hafen Bauholzabfälle herum."

„Ach so. Gut. Zwei Wagen können Sie ausführen. Von den Aepfeln könnten Sie uns mal eine Probe schicken. Sollen sehr gut sein im Süden —"

Nachdem der Agent das Zimmer verlassen, wendet sich der Holzkommissar an seine Kollegen: „Man wird mißtrauisch, wissen Sie, Pantelej Pantelejitsch, in letzter Zeit werden von den Komitees der nationalisierten Häuser Bretter zu Remontezwecken verlangt. Ich weiß genau, daß diese Bretter zum Ofenheizen verwendet werden. Wir müssen ein neues Dekret aufsetzen: „Bretterführen auf der Straße bei Todesstrafe verboten — — —."

4. Staatliche Schieber

Der Hafenagent reibt sich spitzbübisch die Hände: Das Haupteramen glänzend bestanden. Unsere Obreßki (Abfälle) dürfen wir ausführen, allerdings nur zwei Wagen. Nun, das geduldige Papier wird wohl auch weitere Schiebungen ermöglichen — —.

Also in einigen Wochen können wir Apfelfeste feiern.

Antonius: Die Gänse- und Speckfeste im vorigen Winter waren jedenfalls sättigender. Was ich sagen wollte, sorgen Sie bestimmt dafür, daß für „uns" in der Verwaltung ein paar Kisten „besonderer" Aepfel mitgeschickt werden."

Agent: „Ja, lieber Freund, vor allen Dingen sorgen Sie mal erst dafür, daß ich aus dem Hafendepot zwei Dutzend Sägen erhalte. Die muß ich für den Uprodkom in dem Süden als kleine Liebesgabe für das uns bewiesene Entgegenkommen mitschicken."

Antonius: „Aber Mensch, jede Säge kostet ja heute 2000 Rubel!"

Agent: „Laß mal gut sein. Und die Gänse und der Speck, den ihr „zufällig" in den Kartoffelsäcken fandet?"

Antonius: „Halt's Maul! Ihr hättet damals dem Lagerverwalter Iwan auch etwas von den quasi-Kartoffeln zukommen lassen müssen. Er fühlt sich zurückgesetzt."

Agent: „Na. weißt du, schließlich wird das denn doch zu viel!"

Antonius: „Uebrigens müßt ihr es fortab klüger anfangen. Die Arbeiter hatten damals den eingelegten Speck gerochen. Mit Mühe nur gelang es unserm Alexander Iwanowitsch, sie zu beruhigen."

Agent: „Der soll nur schweigen. Hat mehr als ein Schäfchen geschoren. Saubande seid ihr alle!"

Antonius: (verbindlich lächelnd): „Vor allem mußt du jetzt dem Lagerverwalter Iwan den Wanst schmieren, sonst rückt er mit den Sägen nicht heraus. Er ist noch heute beleidigt, daß er damals den Speck nur zu riechen. nicht auch zu schmecken bekommen hat."

Agent: „Schon gut. Soll gemacht werden."

5. Auf der Güterstation

Kleines, schmieriges Zimmer des Stationsvorstehers Iwan Timofejewitsch. Der sitzt vor seinem Tisch, unterschreibt einen Stoß Papiere. Fortwährend klingelt das Telephon. In den wenigen Pausen entwickelt sich folgendes Gespräch: „Iwan Timofejewitsch, dirigieren Sie bitte zu morgen früh zwei heile Güterwagen auf das erste Gleis am Kanal. Holzverladung vom Hafen aus." Abweisende Handbewegung. Das Telephon kreischt störend dazwischen. Endlich erfolgt die mürrische Antwort im Beamtenton: „Ich habe kein Telegramm vom Kommissariat der Eisenbahn-

wagenverteilung erhalten." „Aber die Erlaubnis ist doch schon seit drei Tagen erfolgt." „Ich habe noch keine Anweisung. Sie müssen warten." „Aber verstehen Sie denn nicht, wir können nicht länger warten. Die Aepfel faulen." Der Alte zuckt die Achseln: „Tut mir leid. Uebrigens habe ich in meinem Bezirk keine leeren Güterwagen zur Verfügung." Das Telephon schnarrt wie verrückt. „Wissen Sie, Iwan Timofejewitsch, es sind famose Aepfel, die wir bekommen sollen. Obst ist sehr gesund, Obst ersetzt — — —" Mit Gepolter ist ein Bahnarbeiter eingetreten, unterhandelt schreiend und gestikulierend. „Ja, ja, ich komme gleich", ruft Iwan Timofejewitsch ihm ungeduldig zu. Als der Arbeiter wieder draußen ist, ballt der Stationsvorsteher die Fäuste und spuckt aus: „Nu jich ktschortu prokljatych jidow!" (Zum Teufel die verdammten Juden!) Nach einer Pause, während er Papiere unterschreibt, spricht er weicher gestimmt: „Wissen Sie, es ist ein Jammer zu leben, schuftet man sich da ab, hungert mit seiner Familie und ewig diese Kommissare auf dem Halse." „Sorgen Sie nur für die Waggons, Iwan Timofejewitsch, die Aepfel werden für einige Wochen den Hunger stillen — — — Man ißt sie roh, man kocht Mus, Apfelsuppe, man backt Apfelkuchen — —" Iwan Timofejewitsch lacht hell auf: „Und Mehl?" „Na, da Aepfel und Mehl einander bedingen, wird der Süden wohl auch für einen alten Stationsvorsteher etwas Weizenmehl übrig haben." „Sehen Sie, wir an der Bahn bekommen nichts, haben nur das Zusehen, wenn Sie für ihre Hafenarbeiter was ausladen." „Haben Sie denn damals keine Kartoffeln von uns bekommen?" „Das schon, aber — —sonst." Wieder läutet das Telephon. „Iwan Timofejewitsch, also morgen." „Ja, aber Sie versprechen mir auf jeden Fall, das noch ausstehende Erlaubnispapier auszuwirken." „Ist ja längst fertig!" „Na, so fangen Sie morgen in Teufels Namen zu laden an, aber gestatten darf ich es Ihnen doch nicht." —

6. Das Verladen der Wagen

Sechs Tage darauf. Später Nachmittag. Platzregen. Im Hafen vor den verladenen Wagen. Fünf Arbeiter der Nagelfabrik und die beiden angeheiterten Chauffeure umringen den Hafenagenten. Das Auto prustet, als wenn's bersten wollte.

„Ja, u n s nur haben Sie es zu verdanken, daß die Bretter endlich angeführt sind."

„Aber Genossen, Sie haben doch für sich selbst gearbeitet, damit Ihre Aepfel schneller ankommen."

„Das war unser freier Wille."

„Gewiß." (Der Chauffeur drängt sich als Sprecher vor.)

„Eigentlich hätten wir drei Tage für das Kriegskommissariat fahren müssen. Sie wissen doch, nach dem Dekret muß jedes fahrbare Auto auf erste Anforderung dem Kriegskommissariat für einen halben Tag zur Verfügung gestellt werden. Ich kenne das. Da schickt man einen, weiß der Kuckuck, wohin, in des Teufels Garküche. Und immer zwecklos. Das war unser freier Wille."

„Das freut mich. Desto eher werden die Aepfel da sein."

Die Arbeiter murmeln, kaum verständlich, im Chor:

„In Anbetracht dessen, daß wir — — dessen ungeachtet, daß — — für unsere Extraleistung müssen wir eine besondere Belohnung erhalten — — — Wir fünf allein haben gearbeitet, die andern wollten keine Bretter verladen — — beim Aepfelausladen werden aber die andern sich vordrängen — in Anbetracht dessen müssen wir eine Probe Aepfel gratis bekommen — — — Nehmen Sie uns zum Ausladen. Wann kann man die Aepfel erwarten.?"

„In vier Wochen sicher — Ja, Ihr habt fleißig geschleppt — — wenn Ihr

zum Ausladen kommt, seid Ihr willkommen, dann könnt Ihr als die ersten die Aepfel schmecken. Natürlich —"

Die Arbeiter klettern aufs Auto. Der Hauptchauffeur, ganz vertraulich: „Genosse, wir müssen für unser Fahren noch ein Trinkgeld bekommen. So tadellos sind wir gefahren, daß die Maschine ganz heruntergewirtschaftet ist."

„Schon gut. Morgen bin ich in der Fabrik. Dann wollen wir die Rechnung begleichen."

Chauffeur, im Abgehen: „Also morgen, 9 Uhr, erwarte ich Sie in der Garage. Dann können Sie sich ein Fläschchen Benzin-Ersatz für Ihren Anzünder abholen."

Agent: „Gut. Morgen punkt 9 Uhr."

Das Auto rattert mit ohrenbetäubendem Spektakel heimwärts.

Derweil hat sich ein Weichensteller eingefunden. Sehr resolut tritt er auf: „Genosse, Ihre Wagen sind fünf Tage geladen worden. Sie wissen, nach dem Dekret darf nur 24 Stunden geladen werden."

Agent: Genosse, Sie hörten doch, daß wir nur ein Auto zur Verfügung hatten. Ich hatte es dem Stationsvorsteher mitgeteilt. Unser Hafenauto ging gleich am ersten Tage kaputt und ist bis heute noch nicht fahrbar. Wir konnten's nicht eher schaffen!"

Weichensteller: Das ist doch nicht meine Schuld! — — Uebrigens war es mein freier Wille, die Wagen auf dem Geleise stehen zu lassen —"

Agent: Gewiß. Ich habe mit Ihnen doch schon darüber gesprochen.

Weichensteller: Ja, 500 Rbl. pro Wagen ist zu wenig — — Sie müssen mir noch eine Kiste Aepfel versprechen — — sonst können die Wagen noch lange auf dem toten Geleise stehen bleiben.

Agent (nervös): Auf keinen Fall! Die Wagen müssen noch heute nacht weg.

Weichensteller: Ja, wenn Sie für die Extraleistung mir geben — — —

Agent: Natürlich! Schon gut! Ich habe im Augenblick kein Kleingeld bei mir, nur zwei Tausendrubelscheine —

Weichensteller: Da kann ich wechseln, geben Sie her. Also 300 Rubel. — — — Nach einer Viertelstunde erscheint der Plombierer mit der Zange über der Schulter. Die beiden Lader waren ihn suchen gegangen. Der Agent hat vor dem Regen unter dem Wagen Schutz gesucht.

Plombierer: „He, Genosse! Obreßki (Abfälle) haben Sie da verladen?"

Agent (hervorkriechend): Jawohl, das steht doch auf dem Frachtbrief.

Plombierer: Ich muß aber doch nachsehen, bevor ich die Wagen plombiere. Sind Sie schon auf der Wage gewesen?

Agent (erregt): Machen Sie doch keine Geschichten. Es sind ja noch 50 Pfund Nägel und Draht verladen, das gehört zu den Apfelkisten.

Plombierer: Das kann ich nicht verantworten. Es muß alles revidiert und gewogen werden.

Agent (außer Fassung): Das hätten Sie mir doch am ersten Tage sagen sollen! Mensch! was denken Sie denn, dann könen ja die Wagen noch zwei Tage hier warten — — Wollen Sie denn keine Aepfel haben? Wenn die Wagen heute nicht abrollen, sieht keiner im Hafen auch nur einen Apfel — —

Plombierer: Aber ich bekomme?

Agent: Erst muß ich wissen, daß die Wagen ohne Aufenthalt die Station verlassen.

Plombierer (hängt die Plomben vor die Tür): „Na, mögen Sie Ihren Willen haben!" Darauf setzt er mit viel Umständlichkeit die Zange an und preßt

die Plombe zusammen. „Ja, die Zange ist ausgebuttert, Nummer und Datum sind ganz unleserlich — — alles buttert aus — — —“

Die beiden Hafenarbeiter, die sich gegen Extrabelohnung bereit erklärt hatten, die Brettchen zu verstauen, kommen wieder zum Vorschein. Jeder trägt ein Paket unter dem Arm in eine Strohmatte gewickelt. Es riecht nach aufgeweichtem Fisch. „Na, Genossen, was habt Ihr denn da?“

Die beiden Kerle sperren den Mund zu einem breiten Lachen auf: „Fische. Vorteilhaftes Laden! Die Brettchen haben sich uns unter der Hand in Wobla (getrockneter Fisch) verwandelt.“ Dummdreist grinsen beide. Der Agent starrt sie verständnislos an. Die Kerle weisen auf eine endlose Reihe Fuhren, die sich langsam dem Ausgangstor nähert. „Den ganzen Nachmittag führen sie da Wobla aus dem Elevator. Für die rote Armee. Da haben wir nur aus jeder Fuhre welche rausgenommen. Sie fuhren ja dicht an unseren Waggons vorüber. Zehn Pfund, was? Auf dem Markt kosten sie mehrere Hundert das Pfund“ — Grinsend ziehen die bieden Arbeiter ab. Der Regen hat aufgehört. In den kleinen Tümpeln und den formlosen Gruben auf dem Kai spiegelt sich die Sonne gleicherweise wieder. Sie lacht — — Vor dem Stationsgebäude halten zwei abgelumpte Kerle den Agenten auf. „Barin (Herr), wir haben fünf Nächte bei Regen und Kälte vor den Wagen gewacht — —“

Agent (gereizt): „Gewacht? Zum Henker mit Euch! Ich habe Euch nicht angestellt. Kenne Euch nicht.“

Die Kerls (unisono): „Aber wir wohnen doch bei der Garage. Alte Nachtwächter, früher am Zoll — — aus freiem Willen haben wir gewacht — — wären wir nicht, man hätte das schöne Holz gewiß gestohlen und verschleppt. — — Für unsere Arbeit — — —“

Agent: „Arbeit? (schreiend:) Schert Euch zum Teufel mit Eurem freien Willen! — — — Ja, was wollt Ihr denn eigentlich?“

Die Kerls: „Die andern haben auch — — Aepfel — — wenn die Aepfel — — —“

Agent: „Was, Aepfel? — — (Er fährt mit der Hand über die bleiche Stirn. Nach einer Pause): Ach so. Richtig. Gut.“ Mit großen Schritten eilt er dem Ausgangstor zu. „Schweinerei ist das!“ tönt es ihm hinterdrein. Er wendet sich und ruft den Kerls zu: „Wenn Ihr beim Ausladen helfen wollt, dann!“

7. Der Transport

Fünf Wochen später. Kleine Station in der Provinz. Ein endloser Warenzug hält. Dunkle, lichtlose Nacht. Im letzten Wagen glimmt ein Lichtstumpf. Vor der zugeschobenen Tür lagern auf Säcken zwei revolverbewaffnete Matrosen. Der eine zerteilt mit seinem Taschenmesser eine schneeweiße Speckseite, welche im Widerschein des flackernden Lichtes gar verführerisch mit den Augen blinzelt. Zwischen den Knien hält der andere einen unförmlichen Brotlaib und rädert dicke Scheiben ab. Auf dem Boden steht eine Schnapsflasche. Aus einer aufgebrochenen Kiste äugen rote Aepfel. An der Tür lehnen zwei Flinten. Beide schweigen. Man hört nur das wohlgefällige Schmatzen der eifrig Kauenden. Plötzlich nahen sich laute Stimmen. „In diesem Zuge müssen zwei Wagen mit Obst sein.“ — „Schweigen Sie!“ — „Ich habe den Befehl, die Wagen anzuhalten.“ Die beiden Wageninsassen lauschen. Dann spuckt der eine aus: „Pfu ty! Grischa, nun geht's wieder mal los!“ Der andere, sein Schnapsglas leerend: „Was das wohl wieder für Kerle sein mögen, die unsere Aepfel requirieren wollen?“ Er greift nach der Flinte, klettert zur Luke hinauf.

Der andere löscht das Licht. Fäuste schlagen an die Tür: „He, aufgemacht! Auf Befehl des Kommissaren!“ —

Aus der Wagenluke donnert der Flintenmann: „Schert Euch zum Teufel, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Diese Aepfel gehören den Hafenarbeitern, wir begleiten sie. Papiere in Ordnung.“ — Stimmen von außen: „Oho! Widersetzen! Raus mit Euch, sonst schießen wir!“ Von oben wetterts: „Hände weg vom Wagen! Wir sind Kronstädter Matrosen, niemand hat uns etwas zu befehlen!“ — Paff! „So versucht's!“

Schrille Pfiffe ertönen. Ein paar Schüsse knallen. Man hört, wie der Wagen umzingelt wird, abgekoppelt wird. Einige Hände versuchen die Tür aufzureißen. „Grischa, schieß zu!“ Aus beiden Wagenfenstern knallen Schüsse. Draußen Schreien, Schimpfen, Stöhnen. Ein paar Kugeln schlagen in die Apfelkisten, man hört die Aepfel herausrollen. Dann wird es still. Der eine Matrose reißt die Wagentür auf, gibt ein paar Schüsse ab. „Die Genossen haben sich geflüchtet, vermuteten wohl mehr Begleiter im Wagen.“ Er springt hinaus, stolpert über ein paar Menschenleichen: „Verflucht!“ und schreit in die Nacht hinaus: „Genosse Stationsvorsteher! Augenblicklich den Wagen ankoppeln und weiterfahren!“

Nach einigen Minuten taucht aus der Dunkelheit die zitternde Gestalt des Bahnbeamten. „Genosse, ich bin unschuldig. Eine Abteilung Rotarmisten verlangte die Abkoppelung der Obstwagen. Sie wiesen einen Befehl vom Kommissaren des örtlichen Uprodkom vor.“ „Unsinn! Machen Sie, daß wir weiterkommen und dann schaffen Sie diese Kerls, die hier herumliegen, fort!“ Er springt in den Wagen. „Grischa, darauf trinken wir eins!“

8. Die Aepfel sind da

Nach zwei Wochen. Vor dem ausgeleerten Elevator im Hafen stehen zwei Wagen mit Aepfeln. Ein kalter Herbstwind orgelt in allen Tonarten ununterbrochen und wirbelt von Zeit zu Zeit mit beherzter Stoßkraft allen Staub im Hafen hochauf. Vier Hafenarbeiter, flintenbewehrt, halten Wache vor den Wagen. Sie hocken auf der Erde und kauen fortweg an Aepfeln, welche sie aus ihren zu Säcken geweiteten Mützen entnehmen. Zwei bis zu den Zähnen bewaffnete Kommunisten, die Wagenbegleiter, erzählen lachend von der Reise: „Und dann jede Nacht die Schießerei — — Wir waren stets in Lebensgefahr. Nur uns habt Ihr es zu verdanken, daß die Aepfel überhaupt noch angekommen sind.“

„Na, Genossen, Ihr habt Euch aber trotz aller Gefahr ausgezeichnet aufgefüttert.“

„Ja, das macht der Apfelgeruch! Vier Wochen haben wir ihn Tag und Nacht eingesogen. Das schwemmt auf.“

„Was Ihr da quatscht! Sagt doch lieber, wieviel Pfund Speck Ihr Euch mitgebracht habt!“

„Speck? Wo denkt Ihr hin? Der ist jetzt ebenso teuer wie in Petersburg. Nur Brot haben wir etwas mitgebracht. Davon könnt Ihr zum Schmecken bekommen.“

„Dawai!“ (Gib her.)

Der eine Begleiter klettert in den Wagen und wirft den Wachthabenden ein Brot zu. „Genossen, ich rate Euch aber, auf der Hut zu sein. Der ganze Hafenbezirk weiß, daß die Aepfel angekommen sind.“

Die wachthabenden Arbeiter: „Seid nur ruhig, Genosse, wir werden unsere Aepfel schon zu verteidigen wissen.“ Zwei sind aufgestanden und wenden sich an den Hafenagenten: „Genosse, Sie werden uns noch etwas Aepfel geben müssen, wenn wir die ganze Nacht — —“

Agent: „Selbstverständlich!" Er klettert in den Wagen. Die vier Arbeiter schlottern heran. Einer hält erwartungsvoll einen ausgesucht langen Kartoffelsack hin. Der Agent schüttet aus einer zerbrochenen Kiste Aepfel hinein: „Genug?" — „Für vier Mann, wenn man bedenkt, die lange Nacht — —"

„Na, da habt Ihr noch. So! Nun aber Schluß! Sicherheitshalber verschließ' ich den Wagen, sonst frißt Ihr mir die Aepfel auf, bevor sie zur Verteilung gelangt sind." Er springt heraus, ihm folgt der Begleiter mit einem Handkorbe. Vor die Wagentür wird ein großes Vorhängeschloß gehängt. „Also bis morgen!" Die beiden bewaffneten Kommunisten begleiten ihn. Unterwegs sagt der Korbtragende mit gedämpfter Stimme zum Agenten: „Was ich noch sagen wollte, Genosse, vergessen Sie nicht, die Kiste mit dem Merkzeichen „V" auszusuchen. Sie befinden sich in dem plombierten Wagen. Die kommen sogleich in die Verwaltung. „Ausgesuchte" Aepfel. Dann finden Sie noch im ersten Wagen, hinten versteckt, einige Säcke mit Mehl, Grütze, und zwei Tönnchen mit Speck. Sorgen Sie dafür, daß diese Sachen morgen heraus sind, bevor die Arbeiter zum Ausladen kommen. Sie verstehen. Sonst gibt's Krach. Und für alle 1000 Arbeiter reicht's doch nicht. Machen Sie's mit Modest Modestowitsch ab, wohin die Sachen zu bringen."

Agent: „Dann sorgen Sie dafür, daß die vier Wächter sofort nach unserm Kommen verschwinden, sonst können wir die Mehlsäcke nicht hinausbringen."

Kommunist: „Soll geschehen. Wir lassen sie sofort ins Arbeiterkomitee hinüberrufen."

Agent: „Haben Sie sich nichts mitgebracht?"

Kommunist: „Ist schon heraus, hier im Korbe."

9. Die Verteilung

Am nächsten Morgen ist trotz schneidender Kälte der ganze Hafen auf den Beinen. Von den Werkstätten herüber kommen auf einer Schaluppe 60 Männer, auch einige Weiber, zum Ausladen. Aus dem Verwaltungsgebäude am Kanal erscheinen nach und nach verschiedene Kontrolleure, Statistiker, Buchhalter, um beim Ausladen zugegen zu sein, zu kontrollieren und sich die lange Wartezeit durch Schmecken der verschiedenen Sorten zu verkürzen. Ungezählte Hafenfreunde und gänzlich Unbeteiligte haben sich nach und nach eingefunden, umstehen dichtgedrängt die Wagen, mit angestrengter Aufmerksamkeit das Ausladen verfolgend. Plötzlich fällt eine Kiste so gewandt zu Boden, daß die Seiten unter Freudengeschrei platzen und die Aepfel, einander übertollend, in alle Winde rollen. Alles stürzt sich drauf. Sekundenlang ein trampelnder, ringender Menschenknäuel, dann sind die Aepfel in Taschen und Mützen spurlos verschwunden.

Die gänzlich verfaulten Birnen sind in Gärung übergegangen. Langsam sickert durch die Wagendiele der braune Birnensaft. Unter dem Wagen versteckt hocken ständig bärtige Gestalten, maulsperrig, wie versteint. Sie fangen den tropfenden Birnensaft auf, der ihnen übers Gesicht riefelt und den Bart verklebt. — — —

Sinnberauschend verbreitet sich mehr und mehr ein süßer Alkoholgeruch durch die Räume des Elevators. Freudig erregte Gestalten schleifen matschige Birnensäcke in die dunkelsten Winkel des Elevators. Jeder in seine Ecke. Keiner behindert den andern.

Einander ablösend, erscheinen vor der Eingangstür offizielle Beamte der Eisenbahn und schieben Mützen oder Säckchen dem Hafenagenten zu. Bekannte und unbekannte Weichensteller ziehen vorüber, Wächter aller Art, Maschinisten, Zug-

führer. Der Plombierer mit seiner ausgebutterten Zange über der Schulter erscheint und überreicht zwei Säckchen, die er wohlgefüllt wieder in Empfang nimmt. Iwan Timofejewitsch, der Bahnvorsteher, macht seinen Besuch und wird mit Proben aller Sorten bewirtet. — — — — — —

Gegen Mittag finden sich auch die Mitglieder des Arbeiterrats ein mit ihrem Vorsitzenden Alexander Iwanowitsch an der Spitze. Nach eingehender Besichtigung, nachdem Stichproben aus allen Kisten gemacht worden sind, erklärt der Rat dem Agenten, die Ware sei so ungleichwertig, daß die Arbeiter sich weigern, so ohne weiteres, bloß auf den Frachtbrief hin, die Aepfel anzunehmen. Erstens müsse sortiert werden, zweitens gewogen. Bezahlt soll nur werden, was faktisch als brauchbare Ware in die Hände des Komitees gelangt. So wollen's die Arbeiter.

Auf der Asphaltdiele des Elevators liegen die Apfelsorten ausgeschüttet umher. Allüberall hockt inmitten eines Apfelberges ein Männlein oder ein Weiblein und sortiert. Ein Oberkontrolleur, eigens zu diesem Zweck vom Komitee abdirigiert, wandert, einem Perpendikel gleich, auf und ab durch den endlosen Elevatorraum, von einer Tür zur andern, die sperrangelweit offenstehen, damit ein wenig Licht in die dunkle Innerlichkeit dringe. Eine Hünengestalt, weithin sichtbar, schwarz und drohend, Kommunist, Parteimitglied. Wenn er losdonnert, hallen die hohlen Räume ein schreckbares Echo wieder. „Freßt, was das Zeug hält, aber nichts in die Taschen. Wer Aepfel stiehlt, welche fortab der Allgemeinheit gehören, allen Arbeitern im Hafen, den lasse ich an die Wand stellen." — „Zurück! Du da, he! Wohin?" Er erwischt einen Arbeiter, der durch die Tür entweichen will. Derweil schleichen sich ein halbes Dutzend andere hinter seinem Rücken durch die gegenüberliegende Tür. Heulend pfeift der Wind.

Draußen vor dem Elevator schaukelt die Schaluppe ungeduldig auf dem Wasser. Vier Uhr. Arbeitsschluß läutet es von den Werkstätten herüber. Kistenweise werden die sortierten Aepfel an Bord geschleppt und gewogen. Die sechsköpfige paritätisch aus Werkstattarbeitern und Verwaltungsangestellten gewählte Kommission kontrolliert das Gewicht und schreibt an. Auch der Hafenagent macht seine Notizen. Laut dem Frachtbrief fehlen 150 Pud Aepfel. „Wann können wir unsere Apfelration abholen?" „Morgen." „Wieviel bekommt jeder?" „Noch unbestimmt, ungefähr 60 Pfund." „Und der Preis?" „Muß erst ausgerechnet werden. Der Transport hat die Sache verteuert."

Stimmen aus der Arbeiterschaft: Räuberbande!

Gegen 6 Uhr landet die Schaluppe mit Aepfelsortieren und ihrem Oberkontrolleur vor den Werkstätten. Der Oberkontrolleur aus dem Komitee springt als erster an Land, stolpert, fällt hin. Aus seinen Taschen springen rotbäckige Aepfel und kullern verschämt über den Steg ins Wasser. Allgemeines Hallo, alles stürzt an Land. Das Komiteemitglied wird umringt und windelweich geschlagen. „Wart', du Satan! Läßt er uns nichts einstecken, stopft sich selber aber die Taschen voll. So ein Hundsfott, bei Gott, wir schlagen dir noch deine Teufelsknochen ein." Zitternd vor Wut, Neid und Aufregung sieht man den einen und andern kräftiglich ausspucken, mechanisch mit der Hand in die Tasche greifen, einen Apfel hervorziehen und beherzt einbeißen.

Der Hafenagent geht über den Pokrow-Markt. Großes Gedränge. Viel Obst wird angeboten. Aus dem Gewirr der Stimmen hört er eine bekannte kreischen: „Südäpfel, seht hier Südäpfel, 100 Rubel das Stück." Ueberrascht wendet er sich. „Marfuscha, du? Was verkaufst denn du?" „Nein, Herr Be-

vollmächtigter, nichts für Sie! Sie haben ja selbst von dieser Sorte zu Hause." „Aber, zum Teufel, was verkauft Ihr denn die Aepfel? „Es ist vorteilhafter so."

IV. Volk, Bourgeois und andere

1. Ach, ich Dumme

In einem Torweg unterhalten sich zwei Arbeiterfrauen. „Ach, ich Dumme! ach, ich Dumme," schlägt sich die eine an die Stirn. „In fünf Minuten hätte ich ein Kapital verdienen können. Ach, ich Dumme!"

„Wo bist du denn gewesen?" fragt die andre neugierig.

„Ich war auf dem Weg zum Heumarkt, nach Rüben — — Schleppt da vor mir eine Dame einen Korb und einen schweren Sack auf dem Rücken. „Willst du mir nicht tragen helfen," ruft sie mir zu, „nur bis zum Markt, ich bezahle dir," sagt sie. Ohne lange zu fackeln, nehme ich ihr den Sack ab und stapfe hinterdrein. — Und stelle dir nur vor! Grünkäse waren in dem Sack, wohl ein paar hundert Dingerchen. — So eine Burshuika, brachte es auf den Markt zum Verkauf. 120 Rbl. das Stück. Und ein Dreck, nicht zu fressen! Pfu ty!" spuckt sie aus.

„Ja, hat sie dir denn nichts gegeben, wie sie versprochen?"

„Doch. 50 Rbl.! Aber ich Dummkopf! Mit Leichtigkeit hätte ich mir doch zehn Stück von diesem Käse in die Tasche stecken können. Ganz bequem. Was hätte ich damit wohl verdienen können, a?"

„Zehn Stücker zu 100 Rbl. das Stück, hör mal, das wären fast 1000 Rbl.!"

„Was du sagst, 1000 Rbl.?!"

„Bei Gott, 1000 Rbl., vielleicht auch noch mehr —"

„Ach, ich Schaf! 1000 Rbl.! Ach, ich Schaf!"

2. Im Hauskomitee

In der Küche des Vorsitzenden vom Hauskomitee lautes Gezänk. Die Magd schreit und droht: „Wenn Sie mir nicht für den nächsten Monat eine Kinderkarte mehr geben und zwei übrige Zigarettenkarten, so verklage ich Sie. — Schweinerei von Ihnen, selbst haben Sie sieben Brotkarten für nur drei Menschen, fressen sich voll, und ich kann nie etwas bekommen."

„So, hast du etwa bei mir Mangel an Brot? Schämen solltest du dich! So 'ne alte Hexe, wie du bist, aber immer neidisch und stinkend vor Geiz!"

„Ich soll wohl zusehen und schweigen, wie Sie sich mästen? So dumm bin ich nicht. Fällt mir nicht ein, zu schweigen. Das soll'n Sie nur wissen!"

„Na, was schreist du denn! Trommelst das ganze Haus zusammen! Hast du's bei mir nicht besser, als anderwärts? Hast du nicht alles, was du brauchst? Und was arbeitest du denn? Ich schleppe dir ja selber alles ins Haus. Du brauchst nur zu kochen und zu essen."

„Darüber klage ich auch nicht, daß ich zu arbeiten hätte. Ich verlange nur meine Karten für mich, ganz wie Sie sie haben. Sie wissen ganz genau, daß, wenn ich Sie anzeige, Sie nach dem Dekret an die Wand gestellt werden. Ein Vorsitzender, der selber Karten unterschlägt . . ."

Halt's Maul! Was weißt du davon? Du lügst ja wie ein Dekret! Wann habe ich Karten unterschlagen?"

„Woher sonst nehmen Sie denn die vielen Zigaretten, a? Wohl auf der Straße gekauft, a?"

„Wo denn sonst, natürlich auf der Straße!"

„Erzählen Sie mir doch keine Märchen! Was glauben Sie denn? Die ganze Kiste in Ihrem Schrank? Was?“

„Der Teufel soll dich holen! Aber du hast doch schon eine Kinderkarte ohne Kinder und zwei Zigarettenkarten. Was willst du denn mehr? Welche toten Kinder soll ich denn noch als die deinigen in den Listen führen?“

„Das ist schon Ihre Sache. Darum sind Sie auch Vorsitzender. Aber wenn ich bis zum 30. meine Karten nicht kriege, dann zeige ich Sie an.“

„Gut. Zigarettenkarten kannst du haben, es rauchen nicht alle im Hause —“ Die Magd lacht spöttisch: „Nein, rauchen nicht alle!“ Doch Kinderkarten kann ich keine mehr abtreten. Ich müßte denn einem wirklichen Kinde seine Ration wegnehmen. — Du hungerst doch bei mir nicht. Laß das!“

„Ich will ja auch gar nicht die Schmutzsuppe fressen. Ich will nur die Karte verkaufen. Große Nachfrage jetzt. Und dann bekomme ich doch auf die Lebensmittelkupons für Kinder doppelte Portion Zucker, vielleicht auch Saft und Grütze. Sie wissen doch selbst, was Zucker kostet. Da kann ich mir 1½ Pf. verdienen. Alle machen's so. Ich bin nur immer die Dumme!“

„Alter Geizkragen, mit dir ist wirklich nicht auszukommen! Wenn du spekulierst, kommst du gleichfalls an die Wand! Merk' dir's.

„Wenn ich Sie aber anzeige, dann glaubt man mir eher, als Ihnen, dem alten Burshui!“

3. Beim Hausknecht

Vor der Wohnungstür des Hausknechts steht der frühere Hausbesitzer, lauscht ängstlich und dann klopft er leise und zögernd. Ein struppiger ungepflegter Bart umrahmt das bleiche aufgedunsene Gesicht wie ein Krüppelgesträuch, das am Strande um einen verlassenen Sandhügel kriecht. Von den knochigen Schultern trauert ein zerfetzter Schafspelz.

„Wer da?“ schrillt eine erboste Stimme und die Tür wird aufgerissen.

„Katjuscha, guten Morgen, Katjuscha, ich wollte nur mal fragen — — —“ So stottert die zitterige Stimme des Hausbesitzers. Aus einem blutgesunden Frauengesicht sprühen hohnlachende Augen ein unheimliches Feuer.

„Na, was wollen Sie denn schon wieder?!“

„Katjuscha, liebe Katjuscha, verkaufen Sie mir eine Schachtel Zigaretten, drei Tage keinen Bissen Brot!“

Die Frau lacht, weidet sich am Anblick der jammervollen Hungergestalt. „Wo denken Sie hin? Habe ich etwa eine Zigarettenfabrik, was? Ich habe Ihnen doch neulich Ihre Zigarettenkarte ausgehändigt. Mehr steht Ihnen nicht zu!“

„50 Zigaretten nur, Katjuscha, alles aufgeraucht“, stammelt fassungslos der Hausbesitzer.

„Ihre Schuld. Warten Sie bis zum nächsten Monat, Sie alter Verschwender!“ Unter des Maske des gestrengen Tons lacht die Schadenfreude.

„Katjuscha, zehn Stück bloß“, bettelt der Mann, „Sie haben doch Vorrat. Seien Sie barmherzig!“

Nun schlägt es ihm grob ins Gesicht: „Vorrat? Ja, aber nicht für Sie! Uebrigens verkaufe ich meine Zigaretten nicht mehr stückweise. Nach einer Woche, wenn die Preise gestiegen sein werden, dann könnn Sie eine ganze Kiste kaufen. Wenn Sie das Geld dazu haben.„“

Ratlos und stumm steht der Hausbesitzer. Aus dem Nebenzimmer lärmen einige trunkene Männerstimmen.

„Teufel mit dir, Mischa! Also zwanzigtausend verspielt.“

„Du Schweinekerl, wenn du uns dafür nicht zwei Flaschen Schnaps verschaffst — — —“ Gläser klirren. Ein Stuhl fällt zu Boden.

4. Die Wäscherin

Vier Treppen ist er in der Finsternis geklettert. Zaghaft klopft er an. Nach einer geraumen Weile öffnet sich die Tür. „Wohnt hier die Wäscherin Praskowja?“ — „Die bin ich selbst. — Ah, Sie, Exzellenz, treten Sie nur ein, hierher links, ich mache gleich Licht.“ Die Wäscherin zündet eine schöngeformte Petroleumlampe an. „Aber, bitte, setzen Sie sich doch. Etwas unordentlich sieht's aus, aber wir feierten gestern Geburtstag, da bin ich noch etwas verschlafen. Nicht wahr, es ist schön warm hier?“

Plüschmöbel drängen sich herum, am Fenster steht ein Klavier, ein persischer Teppich hängt von der Wand, auf einem Mahagonitischchen blinzelt eine massive Silbervase. — dem einstmaligen General flimmert es vor den Augen. Er kommt sich in seinem schäbigen weißlichen Mantel wie ein Arrestant vor, der um Brot bettelt. — —

„Exzellenz kommen wohl nach der Wäsche? Gewaschen ist sie, nur nicht geplättet.“

Ja, Praskowja Iwanowna, zwei Wochen suche ich Sie schon, Ihre Wäscherei war immer geschlossen und die Fenster vereist.“

Die Wäscherin lacht: „Ich habe es ganz aufgegeben das Wäschewaschen Es lohnt sich nicht die Arbeit. Man lebt besser so.“ —

Der General starrt sie ungläubig an. „Sehen Sie diese Stiefel“ — sie hebt ihren Rock und freut sich über ihre kniehohen gelben Schnürstiefel —, „die habe ich mir bei einem Geheimschuster machen lassen, kosten mich 25 000 Rbl., — das hätte ich mir als Waschfrau nie leisten können. Wären Sie gestern gekommen, hätte ich Ihnen einen prachtvollen Halsschmuck zeigen können — nun habe ich ihn vorige Nacht in Karten verspielt — aber schön war's doch, wir haben sogar getanzt —, warten Sie, ich bringe Ihnen einen Teller echte Fleischbrühe, auch Weißbrot.“ — „Ich danke, Praskowja Iwanowna, ich habe es eilig.“ — Verdutzt schaut der General der gewesenen Wäscherin nach. „Anpassungsfähigkeit“, denkt er und ein bitterer Zug von Menschenverachtung schließt ihm den Mund. „Warum auch nicht? Habe ich mich doch selbst in ein Radieschen gewandelt und arbeite, mein weißes Innere wohl verbergend, mit den Roten. — — Man will halt doch leben, trotz allem.“

Die Wäscherin stellt auf den Tisch einen Teller verlockend dampfender Suppe. „Bitte, keine Umstände!“ Und sie nötigt dem General einen silbernen Eßlöffel in die Hand. „Wenn Sie noch gut erhaltene Sachen haben, bringen sie diese getrost zu mir, ich werde sie los. Alles geht auf's Land und wird gegen Lebensmittel eingetauscht. Heute abend oder morgen kommen meine Freunde aus dem Dorf zurück, dann gibt's wieder Butter, Fleisch und Grützen. Soll ich für Sie etwas zurücklegen? Die Nachfrage ist immer groß. Nun, schmeckt die Suppe?“

„Solch eine Suppe, echt und recht gekocht, habe ich immer nur nachts im Traum gegessen. — Aber, Praskowja Iwanowna, es ist doch lebensgefährlich, was Sie augenblicklich treiben.“ Die Wäscherin zuckt die Achseln. „Was ist denn heute nicht gefährlich? Wer ist denn noch seines Lebens sicher? Daran darf man aber nicht denken. Uebrigens sind meine Freunde eingeschriebene Parteikommunisten.“

5. Frau Ling

Kleine Küche. Das Fenster ist rissig und zur Hälfte mit einem Tuch verhängt. Unausgesetzt dringt vom Treppenflur ein kalter Luftzug durch die undichte Tür. Auf den Regalen drücken sich zerschlagene Lehmgefäße herum neben henkel- und halslosen Kannen und Kännchen. Auf dem Küchentisch krümmt sich eine Tee-

maschine mit eingedrücktem Bauch. Vor Schmerz ist sie ganz glanzlos geworden. Aus der Ofenecke blicken durchlöcherte Kasserollen verständnislos zu ihr herüber. — — — Im Küchenofen das nasse Holz, zischt wie eine böse Schlange, glimmt blau, kalt, und will die vielen Töpfe, Schüsselchen und Tassen, mit denen der Herd vollgekramt ist, gar nicht erwärmen. Eine hohe Frau hat sich tief über die Topffamilie gebeugt, guckt in jeden Topf, schmeckt ab, murmelt immer den gleichen Satz: „Kein Geschmack noch", und fängt aufs neue an den Inhalt zu rühren, unverdrossen, immer im Takt, mit ihrem geschwärzten zitterigen Holzlöffel.

Nach einer Weile wankt sie, als wenn der Boden unter ihren Füßen schaukelte, zum Fenstertisch hinüber. Gar wunderlich sind ihre Füße mit Lappen umwickelt. Von den knochigen Schultern herab hängt schlaff und lang eine verschossene Pelerine, um den Kopf sind farblose Tücher geschlungen, aus denen sich weiße Haarbüschel eigenwillig hervordrängen und ins Gesicht fallen, das rot aufgedunsen ist und mit Geschwüren bedeckt. Und wie sie hin und her wankt, rutscht auch die große Hornbrille auf der spitzigen Nase auf und nieder. „Noch immer kein Geschmack", murmelt sie: „Viel Zutaten heute nötig." Ihre schmutzigen, langen Knochenfinger greifen bebend in das Gewühl der Flaschen auf dem Fensterbrett und suchen. O, Essig ist eine gute Zutat — da wird die Suppe gleich brauchbar. Früher aß man Zucker, — mein Sohn sagt, Zucker sei nun endgültig abgeschafft. Ist auch ein Unsinn, ewig das saure Zeug schlucken. Ganz recht, ganz recht von der Sowjetregierung, daß sie uns statt Zucker viel Essig gibt. Viel Essig, auch viel Senf, — — das gibt guten Geschmack." — — —

„Wohin? Was haben Sie da in der Flasche? Milch?"

„Milch! Was uzen Sie mich. Sie kommen wohl aus einem Paradies!"

„Aber, Mensch, was regen Sie sich denn so auf?"

„Wie soll man sich da nicht aufregen! Eine geschlagene Stunde habe ich mich herumgeplackt, diese Flasche Wasser aufzukochen. Verdammt miserabliche Oefen, die man jetzt hat!"

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, was schleppen Sie denn das kochende Wasser auf die Straße?"

„Ich muß doch zum Zahnarzt! Verdammt! Drei Nächte nicht geschlafen. Zu allem noch die Zähne!"

„Was hat aber das kochende Wasser damit — —"

„Ich kann doch nicht mit Eiswasser meine Zähne spülen", schreit der andere ärgerlich. Alles eingefroren beim Zahnarzt. In der Küche empfängt er, und da muß man noch sein eigenes warmes Wasser mitbringen. Diese Sauwirtschaft!"

„Da danke ich meinem Schöpfer, daß meine Zähne wenigstens noch halten. Aber haben Sie das Neueste gehört? Unser Ling ist gestern arretiert worden."

„Schwatzen Sie kein Blech:, ruft der andere erregt. „Ich habe ihn noch gestern morgen gesprochen. Und dann dient er doch in einem Sowjet."

„Dennoch ist es eine Tatsache. Man schleppte ihn gestern am Nachmittag weg, weil er zufällig auf einem Treppenflur mit der Nichte von einem finnländischen Antibolschewisten-General wohnt."

„Aber er ist doch alter Sowjetangestellter! Ich weiß bestimmt, daß er mit der Oberschwester aus dem Lazarett in keiner Verbindung stand."

„Was kümmert das die Mordkommission! Es heißt, er m ü s s e in Verbindung stehen, und da hat man sich zu fügen."

„Sicher hat irgendjemand aus dem Hause angezeigt. Zum verrückt werden! Ich habe stets vor dieser Generalsnichte gewarnt. Nun haben wir den Salat!"

„Auch die Aerzte aus dem Lazarett und die Magd der Schwester sind abgeführt worden. Es scheint, daß die Regierung im Druck ist. Dann greift sie ja stets zum Mittel der Massenarretierung und faselt dem Volk von einer aufgedeckten Verschwörung gegen die Arbeiterrepublik."

„Na, die alte Frau Ling überlebt diesen Schlag nicht. Der dritte Sohn. Schrecklich."

„Die Alte begreift überhaupt nichts mehr. Ganz unzurechnungsfähig."

„Nein, ist das möglich? Im Sommer war sie noch geistesfrisch, eine Schönheit noch im Alter."

„Ja, es ist schauerlich. Ganz verwahrlost ist sie jetzt, vollständig verlaust. Sie schluckt die Mittagsküchensuppen in dem Glauben, ein anständiges Mittagbrot zu essen. Schrecklich! So weit ist's gekommen!"

6. Moses Aaronowitsch

Moses Aaronowitsch war eine auffallende Erscheinung und auf den Hintertreppen aller wichtigsten Kommissariate wohlgelitten. Zwar wußte niemand so recht, was er eigentlich aus sich vorstellte, wo er zu Hause war, denn meist war er „dienstlich" auf Reisen zwischen der Nordkommune Petersburg und den Futterkrippen der Ukraine. Doch da Moses Aaronowitsch leutselig war und stets die schönsten Lebensmittel versprach, vertraute ihm alles rückhaltlos und Gruppen und Grüppchen von Sowjetarbeitern legten wiederholt Hunderttausende von Papierrubeln geheimnisvoll in seine Hände. Tauchte er aber nach langer Abwesenheit plötzlich wie ein Meteor in Petersburg auf, dann war's, als wenn ein Lauffeuer durch die endlosen Kommissariate mit listigem Augenzwinkern blinzelte: eine freudige Erregung zitterte durch die Reihen der vielköpfigen Sowjetbeamten, allerenden wurde nur von dem großen Ereignis gesprochen, und die Arbeit ruhte.

„Was er wohl diesmal mitgebracht hat?"

„Ob wir die Glücklichen sein werden, etwas von seinen Gaben zu bekommen?"

„Einerlei wieviel, es muß aber unter alle gleich verteilt werden."

So zerbrachen sich die Interessierten die Köpfe. Denn daß Moses Aaronowitsch nicht mit leeren Händen gekommen war, das wußten alle. Niemand aber warf die Frage auf, wieso es Moses Aaronowitsch möglich ist, die schönsten Sachen unbehindert in plombierten Wagen nach Petersburg zu schaffen. Niemand wagte an diesem Geheimnis zu tasten.

Moses Aaronowitsch aber öffnete die Wagen mit eigener Hand und mit einem solch unbeschreiblichen Selbstbewußtsein, daß man vermeinte, einen kapitalistischen Kaufherrn vor sich zu sehen, der seine kostbaren Waren den meistbietenden verabfolgt.

Selbst die Agenten der allrussischen Mordkommission mischten sich nicht ins Geschäft.

Aber Moses Aaronowitsch war auch eine imponierende Erscheinung. So respekteinflößend war sein Aeußeres, daß unwillkürlich alle ihm Platz machten, ja das uneingeweihte Volk blieb stehen und schaute ihm ehrfurchtsvoll nach. „Sicher ein sehr hoher Kommissar," hörte man raunen.

Moses Aaronowitsch trug sich auch anders als die ortseingesessenen Kommissare im Lederanzug. Seine sehnige, hochaufgeschossene Gestalt war ständig in eine eng anliegende, tadellos sitzende Phantasiejoppe von unbestimmter Farbe gekleidet, die ein schmaler Silberreif, kaukasischer Arbeit, umgürtete. An diesem Gurt war keck-herausfordernd ein vergoldeter Dolch befestigt, wie ihn früher Marineoffiziere trugen. Die langen Beine waren in dunkelblaue Reithosen ge-

zwängt, die sich nach oben zu puffartig weiteten, die Füße staken in nagelneuen gelben Schnürstiefeln, welche bis ans Knie reichten. Das schmale glattrasierte Gesicht wurde umrahmt von einer Kriegsmütze, die zwei Kokarden trug: einen roten Sowjetstern und ein Eisenbahnerabzeichen aus der Zarenzeit und von einem farbenprächtigen persischen Schal, der sich mit einer großzügigen Lässigkeit mehrmals um den Hals geschlungen hatte und dessen lange Enden über Brust und Rücken hingen. — — — —

*

„Glaub's schon, daß es schwer zu mir heraufzufinden ist," lacht Moses Aaronowitsch seinem unerwarteten Besuch entgegen. „Der Treppenflur bleibt absichtlich dunkel, damit das Licht in meiner Wohnung den Augen der Neugierigen entrückt, desto heller strahle. Bitte hier durch den Korridor. Einen Augenblick. ich mache sofort Licht."

Fünfundzwanzig Kerzen flammen auf und spiegeln sich tausendfältig im Kristall des Kronleuchters wieder.

„Sehen Sie, dies ist mein Speisezimmer. Sie staunen. Nun, ich darf wohl offen sein zu Ihnen, Ihre Empfehlung gibt mir die Gewähr — — — Sie verstehen doch, dem unmündigen Volk kann man die Wahrheit nicht offenbaren — — Aber bitte, setzen Sie sich, hierher in den Ledersessel."

„Sie leben, Moses Aaronowitsch, noch nach dem Alten?"

Moses Aaronowitsch schmunzelt: „Warum denn nicht? Soll der Mensch etwa wie das liebe Vieh leben?"

„Nein, gewiß nicht, doch wenn er dazu gezwungen wird?"

„Was heißt gezwungen? Man muß nichts, was man nicht will. Alles will eben gelernt sein — — —"

„Da haben Sie recht. Allein, kommen wir zur Sache. Die Arbeiter werden ungeduldig, daß sie so lange nichts — —"

Moses Aaronowitsch fällt ihm ins Wort: „Was Sie da reden! Nur Geduld. Es ist alles in bester Ordnung — — — Aber Sie haben doch Zeit? Dann wollen wir erst einen ordentlichen Tee trinken, wie sich's gehört, mit Saft und Gebäck." Er eilt an die Tür und ruft hinaus: „Frauchen! Schnell den Samowar aufstellen lassen."

Der Gast ist ungeduldig aufgestanden, mustert das Zimmer. Ueberall blinkt es von Kristall und Silber. Jedes Möbelstück kostbar, doch aufdringlich prunkhaft, als riefe es protzig: Siehst du's mir denn nicht an, wieviel ich koste? Moses Aaronowitsch weidet sich an dem Staunen des Fremden.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen derweil meine Wohnung — — Dies ist das Vorzimmer. Betrachten Sie nur recht die Täfelung. Alles echt, Eichenholz. Hier rechts geht's zum Saal. Einen Moment, die Tür ist von innen verschlossen."

Moses Aaronowitsch tänzelt hinaus, während der Fremde im Rahmenspiegel sein hungerschattiges Gesicht betrachtet — — —

Redselig öffnet der Hausherr die Saaltür: „Sie müssen schon entschuldigen, daß es so verkramt aussieht. Die besten Stücke sind gepackt und eingenäht."

Gedämpftes Licht webt eine eigene Farbensinfonie durchs Zimmer. Perserteppiche decken den Fußboden. Frei im Zimmer steht ein blanker Konzertflügel.

„Hören Sie nur den Ton," demonstriert Moses Aaronowitsch am Klavier. „Ein echter Bechstein — — — Schade, daß wir ihn zurücklassen müssen."

„Sie wollen ausziehen?"

„Ich habe mich entschlossen, meine Frau in den Süden zu bringen. Meine andere Wohnung habe ich schon aufgegeben — —"

„Und Sie bleiben auch im Süden?"

„Wahrscheinlich, kein Geschäft mehr hier im ausgehungerten Norden."

„Wenn Sie uns schon im Stich lassen, Moses Aaronowitsch — —"

„Was heißt: im Stich lassen? Spätestens in drei Monaten bekommen Sie die Ladung, ob Geflügel, ob Süßigkeiten — — das was spielt doch heute keine Rolle — —"

„Auf jeden Fall, Moses Aaronowitsch, habe ich den ganz bestimmten Auftrag, Sie zu ersuchen, uns die halbe Million — —"

„Na hören Sie mal," lacht Moses Aaronowitsch begütigend, „das gefällt mir. Sagen Sie selbst, was brauche ich Ihre halbe Million?"

„Wir verlangen nur eine Sicherung auf jeden Fall."

„Ist mein Wort Ihnen nicht Sicherung genug? Sie bekommen Ihre Fressalien. Basta! Sagen Sie das Ihren Ausgehungerten. Die Kerls müssen doch endlich verstehen, daß man bei den heutigen Transportschwierigkeiten sich geduldig mit Geduld wappnen muß."

„Und wenn etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommt und Sie im Süden abgeschnitten werden?"

„Sagen Sie den Arbeitern, sie sollen Ruhe halten. Im schlimmsten Fall wird mein Sekretär, der in Petersburg bleibt, das Geld selbstverständlich zurückerstatten. Dafür verbürge ich mich. Und nun kommen Sie mal, der Tee wartet wohl schon auf uns."

Im Speisezimmer versucht der Fremde, das Thema weiterzuspinnen: „Riskieren Sie nichts, Moses Aaronowitsch? Wie kommt es, daß Sie sich so frei bewegen dürfen?"

Der Hausherr, listig: „Sie brauchen mich doch? Na also. Die andern brauchen mich auch — —"

V. Nächtliche Arbeit

1. Auf der Suche nach Holz

„Jungs, zieht Euch an!" ruft der Vater, „es ist 11 Uhr. Habt Ihr den Schlitten vorbereitet?" „Alles in Ordnung." „Bleibt nicht zulange fort", fleht die Mutter. „Sagt, wann Ihr zurück sein könnt."

„Wenn wir was gefunden haben. Mit leeren Händen können wir doch nicht nach Hause kommen."

„Aber bitte, geht nicht wieder so weit wie das vorige Mal. Ihr wißt doch, wie ich mich ängstige."

„Sei nur ruhig, es wird nichts passieren."

In die Nacht hinaus zieht der Vater mit seinen Söhnen. Ein Schlitten schleift hinterdrein.

„Gehen wir an die Newa? Dort liegen Balken."

„Die sind eingefroren", antwortet der Bruder. „Aber an der Brücke liegen sie ganz lose, ich habe sie mir heute genau angesehen."

„Wozu sollen wir so weit schleppen? Auf der 9. Linie haben sie heute nachmittag gutes Brennholz aufgestapelt, das ist doch bequemer. Vater, gehen wir dorthin!"

„Bewachung da?" fragt der Vater.

„Am Nachmittag ging nur ein Rotarmist auf und ab."

„Ich habe keine Tauschartikel", erklärt der Vater.

„Ach was, bei diesem Schneegestöber geht's auch so."

„Wir wollen sehen, was zu machen. Nur ruhig Blut".

Schweigend stapft der Vater mit seinen Söhnen tiefer in die Finsternis. Der Schlitten hüpft hinterdrein. — — —

„Halt! Hier links wurde gestern ein Gartenhaus abgetragen; ich will mal nachsehen."

Vorsichtig drückt sich der Vater durch einen offenen Torweg in den Hof. Die Jungen warten auf der Straße.

„Was haben Sie hier im fremden Hof zu suchen?" hallt es laut aus dem Torweg. „Raus!"

„Ich wollte nur fragen, ob Sie nicht — —"

„Raus!" überschreit es drohend den Vater. „Die Bretter gehören unserm Hauskomitee, wir haben sie erarbeitet, verstehen Sie? Das fehlte noch, daß wir für fremde Faulpelze arbeiten sollten — — —"

„Schneidige Leute in diesem Hauskomitee", lacht der Vater, als er wieder auf die Straße tritt. „Wie eifersüchtig sie über ihre Haustrümmer wachen. Selbst in einer solchen Nacht. — — Na, also weiter!" — — —

Vor einem leerstehenden Holzhause, ganz entlegen am Kanal, sind sie schließlich stehen geblieben und mühen sich ab die schwere Pforte einzubrechen. „Vorsicht!" ruft der Vater und springt zur Seite: Ein Torflügel fällt mit dumpfem Schlage in den Schnee. Schon sind die Knaben hinzugesprungen und schleifen die schwerwiegende Bretterplatte holterdiepolter auf den Schlitten.

„Nicht so eilfertig, Ihr Meister im Niederbrechen!" kommandiert der Vater und beginnt einen Torpfosten abzusägen. „Wenn wir diesen hartherzigen Balken noch bewältigen, dann haben wir genug zu schleppen."

Mit hellem Klingen frißt sich die überhitzte Säge immer tiefer in das widerspenstige Holz. Derweil versuchen die Knaben der Pforte Nägel und Eisenteile zu rauben. Plötzlich unterbricht der eine Knabe das Schweigen. „Vater, es ist doch ein merkwürdiges Lebensspiel! Wir zerstören allesamt mit gleicher Mühe und Sorge dasjenige, was früher durch schwere Arbeit aufgebaut worden war. Weißt du noch, wie du vor fünf Jahren die großen Brücken in Sibirien bautest? Ob die nun auch zerstört sind?" In der Nebengasse spektakelt ein Auto. Es kommt näher. Der Vater erregt: „Nun aber rasch!" Sie lassen den Balken liegen und eilen mit dem Schlitten davon.

2. Die Wache

Auf dem Platz vor dem früheren Marientheater ist Balkenholz angefahren worden. Nun liegt es seit Tagen und Nächten in wilden Haufen durcheinander. Zwei Rotarmisten halten Wache. Sie haben einen Scheiterhaufen geschichtet und ihn angezündet. Die Flammen lecken wollüstig das nasse Holz und dampfen einen stickigen Rauch gespenstisch in die Winternacht — — —

„Hast du nicht eine Papyroßka?" gähnt der eine.

„Nein, alles verraucht," antwortet mürrisch der andere.

„Teufel, daß auch niemand heute kommt!"

„Fürchten wohl arretiert zu werden."

„Ist denn heute nacht was los?" fragt der erste neugierig.

„Nichts Besonderes, es sollen nur Haussuchungen gemacht werden in diesem Stadtteil.

„Daher! Ich zerbrach mir schon den Kopf, aus welchem Grunde plötzlich das elektrische Licht in den Wohnungen brennt."

„Mir ist es gleich — — —," brummt der Genosse. „Wenn wir nur mehr Brot bekommen würden!"

Nach einer Pause fährt der andere auf: „Teufel auch! weißt du, gestern

feierte der Schwager von unserm Kommissar Hochzeit, da fraßen sie sogar Weißbrot und Piroggen mit Reis. Hol's der Teufel!" Und er spuckt kräftig aus. —

Da kracht hinter ihnen ein Balkenstoß zusammen.

„He, Genosse, wer da?" Mit einem Ruck drehen sich beide Wächter um.

„Bei Gott, man sieht ja den Weg nicht," antwortet eine erschreckte Stimme aus der Dunkelheit. „Man stolpert da, weiß der Kuckuck über was!"

„Wir kennen Euch," zürnen die Rotarmisten, „willst wohl Holz stehlen, was?"

„Was Ihr nicht alles glaubt!" ermannt sich die Stimme und eine schleichende Gestalt huscht am Feuer vorüber.

„He, Genosse, wohin?" schreit der eine Rotarmist hinterdrein, und im Befehlston der andere: „So warte doch!" Und als die Gestalt stehen bleibt, herrscht er sie an: „Genosse, gib etwas zum Rauchen her!"

„Rauchen wollt Ihr? Ja, es ist kalt heute." Die Gestalt ist herangekommen und haspelt aus der Tasche zwei Päckchen Rauchtabak: „da habt Ihr, mehr habe ich nicht bei mir."

„Hast du nicht Papyros?" fragt neugierig der eine.

„Nein, woher soll man denn heute Zigaretten bekommen?"

„Gib her! einerlei, wenn auch Machorka!" ruft der andere. Der erste Rotaramist mustert mißtrauisch den Fremden, greift aber doch nach dem Tabak. „Nimm dich in acht, wenn du lügst!"

Die verschüchterte Gestalt sucht in der Tasche.

„Ich habe da noch ein Stück Brot, wenn ich damit dienen kann — —"

„Gib her, alles," ereifern sich die Rotarmisten.

„Bist wohl ein Burshui, was?" ruft der mißtrauische Rotarmist und beißt in die Schnitte Brot.

„Aber, Genossen, was bin ich für ein Burshui? Ich bin ein gleicher Arbeiter wie Ihr, Genossen — — — friere ebenso wie Ihr, Genossen — — na, ein Scheit Holz werde ich doch wohl mitnehmen können?" Und die Gestalt taucht wieder in die Dunkelheit. Man hört, wie ein Balken durch den Schnee gezogen wird. Die Wächter schüren das Feuer und drehen sich schweigend eine Zigarette aus einem Fetzen Zeitungspapier — —

3. Der eine schläft, der andere wacht

Kalte, dunkle Winternacht. Ein Viertel nach vier.

„He, Adolf Linussowitsch, stehen Sie doch auf!" Bumm! bumm! bumm! schlägt es an der Tür. Tr—r—r . . . schnarrt wie verrückt der Wecker am Kopfende.

„Was ist los?" Mit einem Satz ist Adolf Linussowitsch aus dem Bett gesprungen und hat sich, durch die Dunkelheit stolpernd, bis zur Tür vorgetastet.

„Nastja! Was gibt's?" stammelt seine erschrockene Seele.

„So kommen Sie doch endlich raus!" ruft eine mißmutige Stimme vom Korridor. „Der Teufel mit Euch, wieder haben Sie verschlafen! Und ich mußte aus dem Bett kriechen Ihretwegen. Wie ein Verrückter hat er an der Tür gerüttelt und geflucht."

„Was? Haussuchung? Um Gottes Willen, Nastja!"

„Was für Haussuchung", heisert es zurück, „Ihre Nachtwache haben Sie verschlafen. Keine Nacht hat man mehr Ruhe! — Ja, so kommen Sie doch!"

„Gleich, Nastja, ich komme ja schon! Verflucht dieses Leben!"

Man hört, wie die alte Magd in ihre Küche zurückschlürft, vor sich her schimpfend.

„Bei Gott, ich habe doch den Wecker richtig gestellt. Auf zehn Minuten vor vier." Adolf Linussowitsch greift verstört um sich, sucht nach den Kleidern auf

dem Bett. „Verdammt, diese Finsternis! Jetzt kann ich meine einzige Hose nicht mehr finden!“ Mit einem dumpfen Schlage fällt der Wecker zu Boden und schnarrt aufs neue wie verrückt. Adolf Linussowitsch schreckt zusammen. „Tod und Teufel über diese Wirtschaft!“ — „Brrr . . .!“ Er bebt vor Kälte und müht sich ab, eine Jacke über die andere zu ziehen. Dann schlüpft er bis an die Ohren in seinen Pelz, stampft die Füße wütend in die widerspenstigen Galoschen, stolpert in den finstern Gang hinaus und tappt, mit vorgestreckten Händen den Weg suchend, hastig weiter, wobei eine heimtückisch scharfe Kante ihm bald rechts, bald links einen tüchtigen Rippenstoß versetzt. „Endlich!“ Aus dem qualmenden Oellämpchen über Nastjas Bett springt ihm ein winziger Lichtfunke entgegen. Aechzend schiebt sich der Türriegel zurück, doch so sehr Adolf Linussowitsch auch an der Tür herumklappert, er vermag sie nicht aufzustoßen. „Hol dich der Teufel!“ Wütend schlägt er mit den Fuß gegen die Tür. — Durch die notdürftig geflickten Fensterscheiben quetscht sich der Nachtwind, unheimlich pfeifend, und atmet ihm seinen Eishauch ins Gesicht — —

„So machen Sie doch den Haken oben auf“, ruft es dumpf wie aus einem Grabe unter der Bettdecke hervor. „Und schlagen Sie den Schnepper nicht zu, sonst kommen Sie nicht herein! Ich rühre mich nicht mehr heraus aus dem Bett.“

Unten, an der Hauptpforte, schreit ihm eine unkenntliche Gestalt, die wie besessen herumspringt, entgegen: „Schweinerei von Ihnen, mich so lange warten zu lassen! Füße und Hände friert man sich noch ab!“

„Entschuldigen Sie, aber mein Wecker — —“

„Donnerwetter, bin ich etwa Ihr Diener, daß ich für Sie frieren soll?! Ich verklage Sie beim Hauskomitee. Sie haben Ihre Zeit einzuhalten!“

„Halten Sies Maul, was schreien Sie!“ wettert Adolf Linussowitsch, vor Aerger gleichermaßen schreiend. „Sie verschlafen wohl nie? Und was verlangen Sie denn von mir? Sollte ich wohl die ganze Nacht wachen, nur um zur rechten Zeit wach zu sein? Hol' Sie der Teufel mit ihren Dejouren!“

„Du Scheißkerl, was schreist du mich an! Habe ich die Dejouren eingeführt? Ich verlange nur mein Recht, daß ich nicht übervorteilt werde. Alle müssen gleicherweise dran!“

„Jawohl, alle gleich frieren! Sie, Genosse, sind mir der rechte!“

„Ach, Sie Weißgardist!“ ruft der andere verächtlich und stampft rasch über den Hof zurück.

„Jetzt kriecht er in seine warme Bettruhe,“ neidet Adolf Linussowitsch ihm nach, „der hat's verstanden, sich Holz zu verschaffen.“

Knarrend dreht er den vereisten Schlüssel im Schloß herum, steckt ihn in die Tasche und verkriecht sich in den durchgesessenen Korbsessel, der sich quiekend in die Torecke drückt.

Lautlose Dunkelheit.

— — — Plötzlich rattert ein Auto, schwer prustend, näher. Es hält vor der Pforte. Drei bewaffnete Matrosen sind herausgesprungen. Zwei Weiber klettern nach. Sie unterhalten sich lachend. — — Nun schlägt es donnernd ans Tor und rüttelt es — „Genosse Dejourant! Wo ist der Dejourant, diese Kanaille! Wieder nicht auf seinem Posten!“ „Welche Nummer hat das Hauskomitee?“ — „47“ — „Zur Verantwortung ziehen! Auf—ge—macht!!“ Das alte Holztor kracht in allen Fugen. „Aufmachen!“ brüllt es immer drohender. „Auf—ma—chen! Haussuchung!“

Schweigend steht der Dejourant in dem Schatten der Torwand verkrochen und zittert am ganzen Körper.

„Wirst du aufmachen! Wo wohnt der Vorsitzende des Hauskomitees? Vorwärts!“ Ein elektrisches Taschenlämpchen leuchtet auf und verschwindet wie ein Irrlicht im Dunkel des Hofes. Vor der offenen Pforte stampft eine Wache auf und ab. Unausgesetzt spektakelt das Auto — —

Schüsse von irgendwo her verhallen in der Winternacht — —

Aus dem Hinterhause kommt gedämpftes Geschrei. Jemand weint. Wimmert. „Ihre Papiere sind nicht in Ordnung! Deserteur! Spekulant! Konterrevolutionär! — — — Erschossen wirst du Hund!“ — —

Schritte kommen näher. Sie dröhnen in der Eisluft. Drei Gestalten werden ins Auto geschoben. Drei dünngereckte Menschenschatten. Lachende Weiber springen nach — — — „Vorwärts zur Gorochowaja!“ Das Auto winselt schmerzvoll. Windet sich im Schnee — —

„Sie führen mich ab in die Mordkommission!“ schreit Adolf Linussowitsch und schlägt wild um sich. In atemlosem Entsetzen ist er aufgesprungen und stiert mit weitaufgerissenen Augen in die Nacht. Lautlose Dunkelheit.

Von einem Nachbarhause fragt eine ängstliche Stimme: „Genosse, was ist geschehen?“

„Tod und Teufel!“ ernüchtert sich Adolf Linussowitsch und reibt sich die Augen. Immer noch vom Schreck gebannt, fragt er mißtrauisch über die Straße hinüber: „Kam hier nicht ein Auto angefahren?“

„Sie haben wohl geträumt,“ antwortet es leise zurück. Alles ganz ruhig heute, nur von Kronstadt her hörte man unlängst ein paar Kanonenschüsse.“

Verstohlen stapft Adolf Linussowitsch durch den Schnee der Stimme nach. Vor einem der gegenüberliegenden Häuser hockt zusammengekauert etwas Kleines Schwarzes.

„Dejourant?“

„Ja.“

„Wer da wohl geschrien hat?“ fragt Adolf Linussowitsch.

„Haben Sie's auch gehört?“

„Ja.“

Pause.

Dann lispelt das Kleine, Schwarze: „Es ist doch sinnlos, dieses Dejourieren.“

„Ja, wie alles sinnlos heute.“

„Nachts kann ich's noch verstehen,“ klingt jetzt die Stimme des Kleinen, Schwarzen. „Daß *wir* aber auch tagsüber die Zeit vor den Häusern versitzen müssen — — — Im Sommer, da ging's noch, man saß auf seinem Stuhl wie in einem Sonnenbad, konnte im Buch lesen — — Wissen Sie, für mich war es immer interessant, die Menschen zu beobachten.“

Pause. Dann plötzlich Adolf Linussowitsch: „Wieviel Uhr ist es wohl schon?“

„Wohl bald 5 Uhr,“ tönt eine jugendliche Stimme und das Kleine, Schwarze erhebt sich. Ein Streichholz zuckt auf. „Ja, 5 Uhr!“ Aus einem großen Tuch hervor blickt ein Mädchengesicht. „Wie schnell ist die Zeit vergangen, da werde ich gleich abgelöst.“

Erstaunt fragt Adolf Linussowitsch: „Aber, mein Fräulein, warum dejourieren Sie denn des Nachts? Frauen brauchen nach dem Dekret doch nur am Tage zu frieren.“

„Ich wache für meinen alten Vater, der krank ist. Eigentlich brauche ich's gar nicht zu tun, ich bin noch nicht siebzehn.“

„Aber wie läßt denn nur Ihr Hauskomitee solch eine Schiebung zu?“

„Ach, wir haben einen guten Vorsitzenden, keinen Kommunisten, der drückt ein Auge zu. Bei uns wird überhaupt keine Reihenfolge eingehalten. Wie's

gerade kommt. — — Und ist es denn nicht einerlei, wer Wache steht? Wenn nur irgendjemand vor der Haustür schläft."

„Seien Sie froh, dann geht's bei Ihnen noch glimpflich zu."

Von innen pocht es an die Tür. „Sehen Sie, da werde ich schon abgelöst." Ein Streichholz zuckt auf und ein Schlüssel findet geräuschlos seinen Weg ins Schloß. „Wie lange müssen Sie denn noch frieren?"

„Bis 8 Uhr."

„Was, so lange? Wir wachen jeder nur eine Stunde." Und schon ist das Mädchen im Hausflur verschwunden. „Auf Wiedersehen!" Wie ein Lachen klingt's in den Frost hinaus.

Adolf Linussowitsch, der auf die Straße zurückgetreten war, schaut sich nochmals um und bleibt verwundert stehen: Eine Frau verschließt gemächlich die Tür, legt ein Kissen auf die Treppenstufe, setzt sich und hüllt sich dicht in ein großes Tuch.

„Aber das gefällt mir, lauter Weibsvolk!" Er tritt wieder näher. „Sagen Sie mal, haben Sie keine Männer im Hause, daß nur Frauen dejourieren?"

„Was geht das dich an?" brummt eine alte Stimme. „Steh du nur vor deinem Hof!"

„Sie scheinen wohl nicht zu wissen, daß nach dem Dekret keiner für den andern dejourieren darf!"

„Hast du mir nicht gesehn," ruft es ärgerlich aus dem Tuch hervor. „Solch ein Lausekerl, will mir Vorschriften machen! Scher dich zum Teufel!"

„Nehmen Sie sich in acht! Wenn Sie für irgendeinen Parasiten dejourieren, der Sie dafür bezahlt, können Sie leicht an die Wand gestellt werden."

„Was kümmert's dich, ob ich für wen dejouriere. Und ob ich dafür Geld bekomme oder nicht, das ist meine Sache!"

„Erlauben Sie, das geht die Allgemeinheit sehr an. Ich rate Ihnen, vorsichtiger zu sein. Sie wissen nicht, wen Sie vor sich haben."

„Bist wohl auch so ein Kommissar, was?" höhnt es zurück.

„Sehen Sie sich vor, daß Sie mit Ihren losen Reden nicht auf die Gorochawaja kommen, Genossin!"

Nun verliert die Alte die Geduld, grob schlägt's ihm ins Gesicht: „Solch ein Hundsfott, hast du mir nicht gesehn! Wird mich noch Genossin schimpfen. Pfui über dich! — — Scher dich zum Teufel! Pfui!" Und sie spuckt aus und schlägt dann mechanisch drei Kreuze. „O, Herr Jesus!" verhaucht ihr Seelenseufzer. Dann wickelt sie sich fester in das Tuch und versinkt in Schweigen.

Adolf Linussowitsch hat sich wieder in den Schatten seines Torbogens zurückgezogen. Er ist ganz munter geworden. „Ja, diese Weiber aus dem Volk nehmen kein Blatt vor den Mund," denkt er vor sich hin, „so ein vertracktes Weib, spekuliert sicherlich ebenso wie meine Nastja, schimpft aber trotzdem auf die Kommunisten, was das Zeug hält — — — Wenn's zum Frühjahr geht, wird sich Nastja bestimmt wieder erbieten, für mich wachen zu dürfen. Unter 40 Rubel die Stunde wird sie's dann wohl nicht mehr machen — —"

Von einem Turme raspelt eine verrostete Uhr mühsam ihre sechs Schläge herunter. Hier und da rasseln Schlüssel. Türen werden aufgestoßen, werden zugeschlagen. Die Dejouranten lösen sich unsichtbar ab. — — —

Da dringt aus nächster Nachbarschaft lautes Stimmengewirr herüber. Aufgeregt durcheinander. Adolf Linussowitsch lauscht aus seiner Ecke. Die Morgenluft ist klar, jedes Wort hört man.

„Genosse, was haben Sie schon wieder für einen Streit?"

„Man kann aus der Haut fahren, eine Viertelstunde schon klopfe ich an allen Wohnungen herum und kann keinen finden, der mich ablösen kommt! Der eine öffnet überhaupt nicht, der andre schwört, er wäre krank, ein dritter ist staatlich abkommandiert, wieder ein andrer zeigt ein Schutzpapier vor von irgendeiner Kommission ausgestellt — — sagen Sie selbst, soll man da nicht verzweifeln!"

„Ich verstehe nicht. Sind denn die Dejouren nicht festgelegt vom Hauskomitee?"

„Natürlich doch. Im Flur hängt die Liste für eine Woche im voraus. Vom Präsiden des Hauskomitees unterschrieben. Aber was nützt das, wenn die Menschen fehlen!"

„Wer muß Sie denn ablösen?"

„Der verrückte Koch, dieser kleine schwarze Spanier, bei dem man nie herausbekommen kann, was er eigentlich radebrecht."

„Ist das am Ende der Koch aus dem Smoljny-Schloß, von dem soviel Gerüchte in Umlauf sind?"

„Natürlich der, solch ein Schweinhund! Mästet sich wie sein Patron Sinowjew, wenn es aber gilt zu dejourieren, hat er immer Ausflüchte."

„Der Deibel soll ihn holen! Ich würde ihn mit Gewalt aus dem Bett zerren, diesen verdammten Ausländer. Ist wohl auch ein Jude? — — Sie werden doch nicht für ihn dejourieren?"

„Ja, was soll ich denn machen! Jemand muß doch Wache halten!"

„Das habe ich noch nie getan. Kommt jemand nicht zu seiner Dejour, schließe ich die Pforte ab und bringe den Schlüssel zum Präsidenten des Hauskomitees. Basta"

„Ja, aber mit unserm ist auch nichts anzufangen."

„Warum wählen Sie sich denn nicht einen andern?"

„Ja, warum? Wir sind abhängig vom Koch. Der schleift täglich Lebensmittel aus dem Smoljny ins Haus, da fällt für uns gelegentlich auch etwas ab."

VI. Komik und Tragik im Wechselspiel

1. Der Professor

Auf der dunklen Treppe hinkt der lahme Professor abwärts. Ein gefüllter Müllkorb beschwert die eine Hand, ein Blecheimer klappert in der anderen. Von unten kraxelt jemand hastig stolpernd aufwärts. An der Treppenbiegung plötzlich klong! bumpf! und der lose Eimer rasselt über die Stufen. „Teufel verdammter! siehst du nicht, daß ein Mensch dir entgegenkommt!"

„Rindsvieh!" schreit die rauhe Stimme des Professors, „was hast du hier in der Dunkelheit zu suchen! Wo hinauf willst du?" — „Was geht das dich an? Platz gemacht!" und er stößt den Professor zur Seite und stampft weiter. „Tölpel!" brummt der Professor und klappert in die Tiefe.

Oben ist die Tür nur angelehnt. Durch einen dunklen Vorraum stolpert der Besuch in die rauchige, dämmerige Küche. Am Herde steht eine Frau in Kopftuch und eleganter Straßenjacke und kocht auf einem kleinen Eisenöfchen.

„Guten Abend, Nastasja Iwanowna! Man kann sich wirklich Hals und Bein brechen, ehe man zu Ihnen hinauffindet."

„Ah, Grigori Iwanowitsch, endlich uns mal besucht! Sie müssen nur entschuldigen, daß ich Sie so empfange. Der Wärme wegen sind wir in die Küche gezogen."

„Keine Umstände, Nastasja Iwanowna, Küche ist heute bei allen der Universalraum, wo man kocht, ißt, arbeitet und schläft.“ —

„Sind Sie nicht meinem Mann begegnet? Er ist eben hinuntergegangen, um Wasser zu holen.“

Grigori Iwanowitsch schlägt sich den Kragen herunter und lacht hell auf: „Der Teufel hole ihn! Das war also Alexander Iwanowitsch.“

„Haben Sie sich denn nicht erkannt?“

„Wie kann man denn auch in der verdammten Finsternis und der Vermummung einen erkennen. Viel hätte nicht gefehlt, daß wir uns gegenseitig die Treppe hinuntergeworfen hätten. Aber seine Stimme war ja ganz verändert — —“

„Chronischer Halskatarrh; es ist ein Elend, man kommt aus einer Erkältung in die andere. Und keine Gegenmittel aus der Apotheke zu bekommen. Nein, Ihren Pelz behalten Sie nur an. Und setzen Sie sich doch, hier näher an den Ofen.“

„Na, aber das qualmt bei Ihnen wie in der Räucherhütte.“

Nasses Holz! und dieser Liliputofen hat keinen ordentlichen Zug. Aber erzählen Sie doch, wie war's denn auf Ihrer Reise? Sie haben sich doch sicher aus dem Norden etwas mitgebracht.“

„Jawohl, ich hatte 50 Pfund Butter eingekauft und mußte alles zurücklassen.“

„Aber Sie hatten sich doch, wie mein Mann mir sagte, zwei Passierscheine vom Kommissariat ausschreiben lassen?“

„Was nützen denn die Scheine? Es hieß, vor Petersburg würde einem trotzdem alles abgenommen werden. Und wir aus dem Bildungskommissariat dürfen uns überhaupt nicht sehr bemerkbar machen, sonst heißt's, rin in die Rote Armee, ohne viel Federlesens zu machen.“

„Also ganz vergeblich die Fahrt gewesen?“

Wie man's nimmt. Der große Kohlentransport bleibt natürlich mit der nötigen Reklame vergoldet auf dem Papier weiter bestehen. Und gehörig Geld kostet den Sowjets unsere geologische Kommission auch. Aber wir haben uns gut durchgefüttert. Viel amerikanischer Speck. Dort oben an der Grenze findet ununterbrochen ein geheimer Verkehr statt zwischen Bolschewisten und den Weißen.“

„Wir dachten schon, daß Sie die Gelegenheit benutzt hätten, um sich zu den Weißen durchzuschlagen.“

„Ging nicht, Nastasja Iwanowna, zu gefährlich wär's gewesen. Ich wurde scharf von unserem kommunistischen Kontrolleur bewacht.

Fluchend stampft der Professor in die Tür und stellt den Eimer polternd in die Ecke. „So ein Rindsvieh! Nastasja, denke dir, hätte mich so ein Kerl beinahe von der Treppe gestoßen. Sicher war's irgendein Spion oder Spekulant — — —“

„Soll man da nicht lachen?“ ruft die Frau, „wenn man sieht, wie die beiden Freunde sich unbewußt beschimpfen!“ Alescha, so kehre dich doch um!“

„Bah! Was sehe ich, Grischa, du?“ und schon liegen sich die beiden Freunde in den Armen.

„Na, habt Ihr was zuwege gefördert?“

„Aufgefüttert hat er sich, Alescha, mit amerikanischem Speck, schau ihn dir mal an, wie wohl er aussieht,“ ruft die Frau.

„Wahrhaftig, Grischa, Speckgesicht bekommen. Und an uns hast du selbstverständlich nicht gedacht!“

„50 Pfund habe ich eingekauft, alles liegen geblieben.“

„Aber wieviel hast du denn mitgebracht?“

„Paar lumpige Pfund Speck für mich und zwei Büchsen englische Haferflocken und das noch mit Todesängsten.“

„Nastja, nicht wahr, die Haferflocken muß er dir überlassen. Was soll er mit Haferflocken. Also kurz und bündig, Grischa, ein Pfund Speck bekomme ich Was kostet's?"

Der Geologe lächelt übers ganze Gesicht: „Na, seid ihr aber ausgehungert."

„So ein Rindsvieh," poltert der Professor, „du hast gut lachen, nachdem du vier Wochen an den Fleischtöpfen gelegen hast. Also was bin ich dir schuldig?"

„Ich will dir den Gefallen tun. 300 Rubel."

„Gott, wie billig," ruft die Frau, und hier auf dem Markt kostet das Pfund schon 2300 Rubel!"

„Aber nun zur Sache! Was habt ihr Sowjetpensionäre denn geschafft?" wendet sich der Professor aufs neue an seinen Freund.

Der macht mit der Hand eine abwehrende Bewegung. „Große Kohlenablagerungen sind gewiß da, wer aber sollte sie denn ausgraben? und womit? Und auf welche Weise sollte denn der Transport vor sich gehen?"

„Und was denkst du weiter zu machen?"

„Neue Projekte für die Sowjets schmieden! Große Braunschiefer-Untersuchung an der estländischen Grenze. Man muß nur alles mundgerecht machen!"

„Glaubst du, daß dabei was herauskommt?"

„Mehr Hoffnung vorhanden. Aber weißt du, Alescha, ich brauche Zarengeld und Goldrubel. Richte mir mal die Sache ein. Du hast doch einen Verwandten in der Bank, der in Valuta und ähnlichen Dingen macht. Vielleicht auch Finnische Mark."

„Na hör' mal, Grischa, du willst wohl gar nach Estland über die Grenze?"

„Auf jeden Fall vorbereiten. Vielleicht glückt's diesmal."

„Ich zweifle, daß das Kommissariat euch zu diesem Zweck Vorschüsse bewilligen wird."

„Wenn's das Zauberwörtchen Arbeit gilt? Arbeit ist die Stütze der Sowjetregierung! Und arbeiten wir denn nicht, daß uns die Knochen knacken?"

„Wir schuften, ganz recht! Der alte Golodowski aus dem Technikum war vor lauter Arbeiten irrsinnig geworden. Da haben ihm die Studenten einen ganzen Haufen Grütze und Kartoffeln in das Zimmer geschüttet, auch einen Vorrat Holz zusammengeschleppt. Nun fängt er an, sich wieder zu erholen."

„Ja, und unser verehrter Deutscher," bemerkt die Frau, die mit größter Aufmerksamkeit einige Kartoffelpuffer in Rizinusöl brät, „hält im Kunstinstitut unverdrossen seine Vorträge, denken Sie sich nur, in Pelz und Galoschen und völliger Dunkelheit vor einem halben Dutzend Zuhörern, bloß seinen alten Schülerinnen."

„Er muß schon seine Stunden ablesen wegen der besonderen Brotration, die er als Volksbildner empfängt," krächzt der Professor.

„Aber, Grischa, Herumsitzen gibt's auch für einen Besuch nicht mehr. Arbeiten heißt die Parole. Man los! Du mußt mir helfen, ein paar Balken aufsägen. Dafür wird uns Nastja später mit Teewasser und Schokolade regalieren."

„Gelt, Frauchen?"

„Schokolade?" staunt der Freund.

„Was denn sonst?" und schon schiebt er den Freund an den Sägebock.

Nastja Iwanowna blickt auf: „Schokolade nennt mein Mann das schwarze Sowjetbrot. Nur den Humor nicht verlieren, das ist Aleschas Losungswort. Aber heute gibt's noch was anderes."

„Vorsicht, du zerbrichst mir noch die Säge, obendrein nicht meine," kommandiert der Professor. „Mensch, was eilst du denn so!"

„Verdammt nasses Holz und hart," brummt der Freund.

„Immer langsam im Takt. Vom Hetzen wird's nicht weicher."

„Woher hast du nur dieses klobige Gerippe?"

„Alte Barke aus der Newa. Nachts zusammengestohlen."
„Du selbst?"
„Wer sonst?"
„Du mit deinem Bein?"
„An einem Strick über die Straße geschleift." Und die Säge ächzt und stöhnt hörbarer.
„Aber Alescha," ruft erschreckt die Frau, „du hast ja nur einen Vierteleimer Wasser gebracht." Ritsch-ratsch-sling! die Säge hat das Holz durchschnitten. „Hol's der Teufel!" brummt der Professor. Für den Tee wird's wohl reichen. Mehr war nicht aufzubringen. Unten noch immer alles eingefroren." — „Aber das Geschirr muß doch schließlich mal wieder gewaschen werden. Der dritte Tag schon!" — „Ach was, wir lecken eben die Teller rein, nicht war, Grischa, wozu so viel Umstände machen!"

2. Der Ausverkauf

Sonntagnachmittag. Auf dem Speisetisch, dicht umdrängt von silbernen Kannen, Kännchen und Kristalldosen, zittert die Küchenwage unruhig auf und ab. Sie ist so bäurisch unbeholfen! Hat noch nie solche zierliche Sächelchen auf ihren plumpen Armen gewiegt! Doch der ernste Blick des Vaters, mit dem er sie unausgesetzt betrachtet, ist so zwingend, daß sie ihr Gleichgewicht allmählich wiederfindet. Und nun schaukelt sie auch das kleinste Becherlein mit gleicher Gefügigkeit. Mit peinlicher Genauigkeit notiert der Vater die leiseste Bewegung. Die Kinder stehen herum, schauen zu mit gespannter Aufmerksamkeit. Im Büfett kramt die Mutter.

„Es fehlen noch Serviettenringe!" Der Vater sucht unter den Sachen. „Da ist doch meiner." — „Und das ist meiner!" rufen die Kinder. „Muttis schöner Ring ist auch da!" Der Vater sucht, zählt: „Eins, zwei — vier — einer fehlt! Kinder! Wer von Euch hat seinen Ring nicht abgegeben?" Ein strafender Blick mustert die Jüngsten. Heulend flüchtet sich die kleine Manon zur Mutter. „Nein, Muttchen, ich gebe meinen Ring nicht ab! Mein Taufgeschenk! Soll Papa die Puppe verkaufen!" — „Aber Manonchen, Kleine, sei doch vernünftig. Papa will ja nur abwiegen. Du bekommst ihn ja wieder." — „Ja, ich weiß schon," schluchzt die Kleine, „so sagt Ihr jetzt immer — meine Spitzenhemdchen habt Ihr auch verkauft — —" — „Manona, halte nicht auf," befiehlt der Vater. „Gib her!" — „Nein!" schreit Manon und drängt sich noch enger an die Mutter. Aber schon hat der kleine Wasja die Schwester hervorgezerrt und ihr den Ring entrissen. „Da hast du, Papa!" ruft er triumphierend. Und der Ring rollt mit einem Schwung über den Tisch. „Dumm ist sie wie ein Mädchen," ruft er empört. „Nicht wahr, Papa, ich bekomme doch ein Pfund Brot für meinen Ring?" Und indem er siegesbewußt den auf die Diele gefallenen Ring aufhebt, wirft er ein Teebrett vom Tisch. „Hände weg!" zürnt der Vater. „Du zerschlägst mir noch alles! Marsch! Trollt Euch alle vom Tisch!"

„Hat er auch bestimmt versprochen zu kommen?" fragt kleinlaut die Mutter. „Wenn er nicht betrunken ist, kommt er," erwidert der Vater kurz und wiegt weiter „Ich fürchte, er führt uns wieder an. Gerad so, als wollte er sich über uns nur lustig machen —." Ein Knabe empört: „Wozu wir auch bei diesem Pjötr betteln müssen! Auf dem Markt kann man ebensogut verkaufen. Und ohne sich zu schämen." — „Schweig!" befiehlt der Vater. „Ja, und während des Krieges ist er immer wie ein Taschenmesser vor dir zusammengeklappt," brummt der Knabe und macht sich am Fenster zu schaffen. „Und jetzt, wo er kein Kontordiener mehr ist, spielt er den reichen Herrn —."

Man hört draußen heftig pochen. Die Kinder laufen die Tür öffnen.

„Meta, hast du auch alle Tischwäsche ausgesucht? Mit dem Silber wird nicht viel zu machen sein."

„Zu wenig?"

„Zu viel Kleinigkeiten, dafür wird er nichts geben wollen."

Ein wohlgenährter Mann mit einem grauen Vollbart ist eingetreten und streckt jedem seine fleischige Hand entgegen. Die kleinen Aeuglein lächeln wohlig aus dem Fettgesicht. Einen tadellosen Pelz hat er an und hohe graue Filzstiefel.

„Guten Tag, Pjötr Iwanowitsch, meine Frau fürchtete schon, Sie hätten uns wieder mal vergessen."

„Schwere Zeiten, Wassili Nikolajewitsch! Gestern großen Verlust gehabt. Hatte von einem Bekannten auf dem Heumarkt Oel gegen Schnaps eingetauscht. Der Schuft hat mich betrogen. Oben Oel, unten dreckige Schmiere."

„Ach, was bedeutet denn für Sie ein Verlust! Ich bin überzeugt, daß Sie im Augenblick noch ein paar Millionen in der Tasche haben." Pjötr Iwanowitsch lacht verlegen: „Ne, jetzt kann ik nich so viel mitschleppen. Zu gefährlich. Sie machen wieder Jagd auf den Straßen. Vorgestern der ganze Klin-Markt rein ausgefegt."

„Trotzdem sind Sie doch zufrieden mit diesem Leben?"

„Wo denken Sie hin, Wassili Nikolajewitsch, wer kann denn heute zufrieden sein?"

„Sie natürlich!"

„Ja, wenn's nicht so unsicher wäre zu leben! Aber selbst die Kommissare sind voreinander nicht sicher. Denken Sie, vergangene Nacht ist der Kommissar der Südbahn arretiert worden."

„Wer? Doch nicht der Jude, der Ihnen immer die schönen Schinken aus Witebsk mitbrachte?"

„Derselbe, der Zugkontrolleur. Er hatte gestern abend eine kleine Sauferei veranstaltet. Ein Glück, daß ich nicht hingegangen bin."

„Weswegen hat man ihn denn eingelocht?"

„Neid, purer Neid!" regt sich Pjötr Iwanowitsch auf. „Er hatte einen Genossen aus dem Kriegskommissariat vergessen einzuladen. Der rächte sich nun."

„Na, passen Sie auf, daß es Ihnen nicht auch an den Kragen geht!"

„Ik hab mir schon gesichert. Aber wissen weiß man ja nie, ob man nich ungewollt einen Genossen beleidigt. Und ein ganzes Auto voll mit Fleisch und Mehl haben sie ihm aus der Wohnung gefahren. Nichts als Neid und Rache, sage ich Ihnen, weiter nichts! Aber was haben Sie denn eigentlich zu verkaufen? Ist das hier auf dem Tisch alles!" „Ja." „Hm, dat is wenig. Uebrigens habe ich schon zwei Kaffeegedecke zu Hause." Er mustert geringschätzig die Sachen. „Und abgenutzt sind sie auch sehr. Haben Sie nich neue Tischmesser, aber mit massiven Klingen? Oder neue Eßlöffel?" „Nein, das ist alles." Pjötr Iwanowitsch betastet die verschiedenen Silberkannen, stellt sie wieder hin. „Einzig den Pokal könnte ich brauchen. Schöne Arbeit. Dat is ja Ihr Jubiläumsgeschenk. Damals hatt ik auch mitgezahlt. Alle hatten wir. Und es war auch ein gutes Essen, das Sie dem Personal gaben. Wat wollen Sie nu für ihn?"

„5 Pfund Silber. Das macht nach dem heutigen Marktpreis —"

„Ne, Wassili Nikolajewitsch, ik bin doch nich den weiten Weg zu Ihnen gekommen, um Ihnen Marktpreise zu zahlen! Die Hälfte, wenn Sie wollen —"

„Du bist wohl verrückt, Pjötr!" vergißt sich der Hausherr.

Pjötr lächelt breit und unverschämt. „Pjötr Iwanowitsch is schon bei Verstande, aber du glaubst wohl noch, daß wir in den alten Zeiten leben, he?"

Der Hausherr will auffahren, die Frau hält ihn zurück, sucht zu begütigen.

„Pjötr Iwanowitsch, vielleicht sehen Sie sich derweil erst die Tischwäsche an. Auch ein Seidenkleid. Hier im Nebenzimmer." Der Hausherr hat den Jubiläumsbecher ergriffen und verschließt ihn im Büfett. „Niemand soll ihn haben! Lieber werfe ich ihn in die Newa!"

Nach einer Weile treten Pjötr und die Hausfrau wieder ins Zimmer.

„Die Tischwäsche is gut, die Servietten nehme ich alle. Sehr brauchbare Ware. Die Bauernmädchen tragen mit Vorliebe heute Servietten als Ersatzkopftücher."

„Aber Pjötr Iwanowitsch will nur 100 Rbl. das Stück geben," erklärt die Hausfrau. „Das ist doch zu wenig."

„Das geht nicht, Pjötr Iwanowitsch! Auf dem Markt verkauft man sie schon zu 250 Rbl."

„Jawohl, man verkauft. Darum muß ik sie auch billiger kaufen. Welchen Vorteil hätte ik sonst?"

„Wir verkaufen sie Ihnen ja auch billiger. Also 200 Rbl. und Schluß!"

„Nein 150!"

„Die Portieren und die Plüschdecken können Sie nicht gebrauchen?" fragt der Vater, den gebotenen Preis überhörend.

„Doch, ik kann alles gebrauchen. Auch die Möbel. Aber wie bleibt es nu mit dem Pokal?"

„Ich habe mir's überlegt. Den verkaufe ich überhaupt nicht. Wenn Sie das übrige Silber — — —"

„Das lohnt sich nicht für mir. Kleinigkeiten. — — — Wenn Sie aber die ganze Einrichtung verkaufen wollen, Wassili Nikolajewitsch, so alles zusammen, na, dann könnte ik auch das Silber mitnehmen."

„Das muß ich mir noch erst überlegen, vielleicht später," antwortet der Vater. Besorgt blickt die Mutter ihn an.

„Ich auch verkaufen!" stürzt plötzlich der kleine Wasja in die Tür und bringt Pjötr Iwanowitsch einen Federhalter. „Das ist meins. Das mußt du mir abkaufen."

„Wieviel willst du denn dafür?" lacht Pjötr Iwanowitsch.

„Ein Stückchen Zucker," antwortet der Kleine sehr bestimmt.

Der Vater dazwischen: „Laß mal das, Wasja!"

„Aber, Papa, das gehört doch mir. Ich kann doch verkaufen, wenn ich will."

„Na, hast du verstanden?!" kommandiert der Vater. „Troll dich hinaus, fix!"

„Lassen Sie ihm doch das Vergnügen, Wassili Nikolajewitsch," lacht Pjötr. „Hier hast du einen Kerenki für deine Feder."

Gierig ergreift der Junge das zerknitterte Zwanzigrubelpapier und springt vor Freude

„Siehst du, Dummerchen," ruft er dem Schwesterlein zu, „so muß man's machen! Aber du verstehst ja nur zu heulen."

„Der wird noch ein Kommissar," freut sich Pjötr und wendet sich zum Hausherrn. „Also, Wassili Nikolajewitsch, die Servietten nehme ich gleich mit. Das übrige an Möbeln und Kleinigkeiten kramen Sie nur zusammen. Ich kaufe dann alles im Ramsch."

„Was wollen Sie nur mit den Möbeln? Wie wollen Sie die transportieren? Möbel dürfen doch bei Todesstrafe nicht weggebracht werden."

„Nicht für mich, Wassili Nikolajewitsch. Ich habe da einen Kommissar, der sich eine Wohnung einrichtet, der sucht nach guten Möbeln." — — —

Nachdem Pjötr Iwanowitsch die Wohnung verlassen hat, sagt der Hausherr vertraulich zur Frau: „Kein schlechter Gedanke, das Möbel durch Pjötr sicher zu verkaufen. An diese Möglichkeit hatte ich gar nicht gedacht."

„Das kann aber nur im letzten Augenblick geschehen."

„Selbstverständlich. Nur muß er uns das Geld einige Tage vorher auszahlen, damit ich's noch in Zarengeld umwechseln kann, denn mit den Sowjetpapieren kommen wir nicht weit. Am besten wär's, wenn er die Sachen nachher abholen wollte."

„Ach, wenn nur wieder nicht etwas dazwischen kommt! Bist du so sicher?"

„Sei nur ruhig, Meta, diesmal gelingt uns die Flucht bestimmt."

3. Der Buchhalter

„Dort am Kanal, wo verwunschen die frühere Kaiserliche Schiffswerft ruht, soll der Buchhalter Jürgens wohnen," so hatte man ihm gesagt. Dorthin windet er sich nun durch die immer glatter gefrierenden Wasserstraßen schon eine Stunde lang. Hui! wie der Herbstwind unheimlich über die toten Plätze fegt! Wie er johlt und pfeift und schreit! Daß selbst die öde Dunkelheit zusammenschreckt und ächzt und wimmert aller Enden. — — — Immer weiter! Am Kanal leere, ausgehöhlte Schiffsrümpfe, die ihre massigen Schatten ihm entgegendehnen, dazwischen abgetakelte Masten, die gespenstisch zum Himmel aufstarren, wo der blasse Mond wie toll auf wilden Wolkenwagen schaukelt. Und alles so menschenleer und finster! — — Immer weiter! — — Hui! wie der Wind schauerlich gröhlt! Da plötzlich türmt sich vor ihm ein Gemäuer auf. Ein bleiches Schild klappert wie sinnlos hin und her, als wollte es die Riesenbuchstaben: „MÖB . L . . BRIK" abschütteln. Aber wie er stehen bleiben will und sich besinnen, fährt ihm schon ein wuchtiger Gewaltstoß in den Rücken und peitscht ihn in den Fabrikhof hinein! Wie wahnsinnig kreischt die Windsbraut und ihr gellendes Lachen schlägt ihm um die Ohren. — — Und schon ist er, durch eine eingeschlagene Haustür flüchtend, eine stöhnende Holztreppe hinaufgeklettert. „Diese unheimlichen Schattenfratzen! Ruine hier alles! Ob ich wohl richtig gehe?" Er tastet nach einem Klingelzug, er klopft so aufgeregt, als wenn der Böse ihm im Nacken säße.

„Wer da?"

„Wohnt hier der Buchhalter Karl Karlowitsch Jürgens?" schreit er, alle Selbstbeherrschung verlierend.

„Ja, aber mein Gott, wer ist denn da?"

„K e i n e Haussuchung. Oeffnen Sie getrost! Ein Brief aus Moskau von German Juljewitsch."

Ein Türriegel poltert. Zögernd knarrt die Tür. In fahlem Kienspanlicht zittert ihm wie ein Gespenst bleich und verstört ein Mädchen entgegen.

„Guten Abend, mein Fräulein, haben Sie keine Angst. Ich bin kein Kommissar, trotz meiner Lederjoppe. Ich bin der Neffe von German Juljewitsch. Hier diesen Brief."

„Papa ist krank," haucht es leblos von den Lippen des Mädchens. „Warten Sie, bitte. Ich bringe ihm den Brief. Entschuldigen Sie die Dunkelheit. Wir haben nur ein Lämpchen — — — für Papa — —"

Wie gebannt steht er im Vorzimmer und wartet. Aus allen Winkeln recken sich Schattenarme zu ihm auf. Der Kienspan flackert und verkohlt, glühende Blutstropfen fallen in die Finsternis und verlöschen. An der Tür rüttelt der Wind und zischt durch das Schlüsselloch. Schwer und muffig ist die Luft. Atembeklemmend. Aus dem Nebenzimmer geisterhaftes Geflüster. Dann kommt das Mädchen. „Papa kann nicht lesen. Er bittet Sie zu sich — — — aber bitte, sprechen Sie nicht viel — er ist so schwach." Zwei schmerzzerrissene Seelenaugen flehen ihn an.

„Was fehlt Ihrem Vater?" flüstert er.

Das Mädchen blickt ihn verständnislos an: „Schwindsucht".

Und tonlos hallen die Worte durch die Finsternis: „Mutter ist vor einem Monat gestorben — — — und nun kann er nicht mehr aufstehen — —"

Das Mädchen geht voran. Er stolpert hinterdrein wie durch eine Rumpelkammer. Seine Augen tasten haltlos in der Dämmerung.

„Hier, Papa, ist der Herr. Gehen Sie nur bis an die Ofenecke."

Auf einem Stuhl glimmt ein schwacher Lichtfleck. Zwischen Ofen und Wand, fast zu ebener Erde, eine Matratze, Decken, Kleidungsstücke, darauf ein schmutziggraues Kissen, zerwühlt, zerknittert — er fährt zurück. Ein Totenkopf mit einem verwachsenen grauen Bart hebt sich ihm aus dem Kissen entgegen, große, aufgerissene Fieberaugen starren ihn an, langsam bewegen sich die Kiefer. „Sie kommen von Ger — — Juljew — — —? Wie geht's ihm? — — Sehen Sie — — ich bin bald fertig. — — Was ich konnte, habe ich für meinen alten Freund ge – tan — —„

„Ich bin zufällig auf einen Tag nach Petersburg gekommen. Da sollte ich Sie besuchen. Mein Onkel hat Ihnen dreimal geschrieben, aber keine Antwort erhalten. — — Da sollte ich mal fragen, wie's mit den Sachen steht, die mein Onkel Ihnen zur Aufbewahrung gegeben. — — Sie sollen sie verkaufen, ehe alles requiriert wird — —"

„Briefe bekommen," haucht der Kranke. „Was konnte ich schreiben? Jede Woche neue Sorgen — —, ich wartete ab, bis ich ihm eine gewisse Nachricht geben könnte — — aber sehen Sie nun," mit einer plötzlichen Kraft richtet er sich auf, er spricht immer erregter, immer lauter: „Sagen Sie German Juljewitsch, wie es gewesen ist, er soll nicht denken, daß ich ihm untreu geworden bin. — — Hören Sie, er darf mir keine Vorwürfe machen. — — Sagen Sie, daß ich bis vor sechs Wochen noch alles gerettet hatte — — — dann konnte ich nicht mehr und dann kamen „sie" und nahmen alles — — — sagen Sie ihm; alles, alles — —" Erschöpft ist er in die Kissen zurückgesunken. An der Tür horcht das Mädchen. Man hört, wie ihre Pulse fliegen.

„Meine Frau haben sie im Krankenhaus zu Tode gefroren — —," wimmert es aus den Kissen. „Erzählen Sie ihm die Wahrheit — nein, ich kann in seinen Augen nicht als Schuft gelten. — — Jeder mißtraut heute jedem, alles Schufte heute. Sechsundfünfzig Jahre umsonst gearbeitet, ganz umsonst — — — schonen Sie meine kleine Tochter, sie ist so krank, so krank. — — — Was wollen Sie hier?" schreit er plötzlich im Fiebertraum. „Rühren Sie mir meine Tochter nicht an! Hinaus! — —" Dann ruft es leise, flehend: „Grete! Grete!" Unhörbar ist das Mädchen ans Bett getreten.

Der Fremde hat sich erhoben und schleicht mit einem beklommenen Gefühl wie ein Schuldiger zur Tür hinaus.

„Papa, ich bin ja bei dir," hört er das Mädchen zärtlich sprechen, „schlafe noch ein wenig. Käthe wird bald kommen, dann bekommst du dein Süppchen — —"

„Sie verzeihen, mein Fräulein, diese ungewollte Störung. Hätte ich gewußt, daß es so schlimm um Ihren Vater steht, wäre ich mit dem Brief gar nicht gekommen. Selbstverständlich trägt Ihr Vater keine Schuld. Ist doch heute niemand seiner eigenen Sachen Herr, wie könnte man verlangen, daß jemand für fremdes Eigentum aufkommt."

„Etwas hat Papa noch retten können. Einen Koffer. Ich weiß aber nicht, was drin ist. Meine Schwester weiß Bescheid. Sie muß gleich kommen. Aus dem Kommissariat geht sie noch in die Mittagsküche, für uns die Suppe abholen. Da muß sie lange warten. — — — Sie muß so furchtbar viel arbeiten — — — und immer diese wässerige Suppe nur — — ach, Vater verhungert ja! — — — Wenn Sie sich etwas gedulden wollen — —." Beide schweigen.

VII. Auf der Straße

Der kleine flinkbeinige Organist und Klaviervirtuose Fritzge trippelt über den früheren Newski-Prospekt. Laut klappern die abgerissenen Stiefelsohlen hinter ihm drein und die Fransen unten an den Beinkleidern sträuben sich gar wunderlich. Eine schmutzumfrorene Blechkanne klammert sich krampfhaft an die blaustarrige Linke, während sich die Rechte trotzend in der Tasche verbirgt. Zwischen den Zähnen pfeift er eine Melodie im Lauftakt. Plötzlich wird er angehalten, von einer langen Gestalt, die sich in einen schleppenden Schafspelz gehüllt hat. „Hol Sie der Deibel, Fritzge, Sie leben noch! Aber wohin eilen Sie denn so?“

„Was Donner und Drommeten, Paulka! Lange nicht gesehen, wie gehts? Merkwürdige Zeiten, was? Man trifft sich gar nicht mehr, trotzdem die Stadt vor Leere gähnt.“

„Aber Sie rennen ja auch wie ein jappender Jagdhund, um ein Haar vorbeigeflitzt!“

„Was zu machen, man arbeitet eben.“

„Sie sind wohl verrückt, Mensch! Wer arbeitet denn heute? Wo schuften Sie denn?“

Der Musikus aufgeregt: „Schreien sie doch nicht so, Paulka. Man wird auf uns aufmerksam. Kommen Sie,“ und er zieht seinen Freund mit sich fort. „Wo ich arbeite? Ueberall und nirgends. Wir Musikusse von heute ziehen von Volksversammlung zu Volksversammlung wie dazumal die fahrenden Leute, und sollen, wie das Dekret besagt, so 'ne Art Stimmung vormachen oder hineinmachen, was weiß ich, jedenfalls genügt es, wenn irgend eine „Mache“ gemacht wird. — Dafür erhalten wir ein Pfund Brot mehr. Nicht wahr, Kapital heute! —“

„Also feste Anstellung beim Bildungskommissariat?“

„Jawohl, fester unentrinnbarer Zwang! Morgens weiß keiner im voraus, wohin er abends zum Spielen oder Singen hinbefohlen wird. — Aber das Brot — nun ja, man muß eben.“

„Immer dasselbe, wohin man auch kommt. Und da redet man nach, daß wir keine Gleichheit haben! — Ihr Hannchen muß wohl jetzt auch stetsfort singen?“

„Mit ihr ist's eine wahre Tragödie. Dieses ewige Singen in ungeheizten Räumen bringt sie noch um ihre Stimme.“ Beide schweigen. Nach einer Pause der Musikus: „Aber Sie, Paulka, was treiben Sie eigentlich? Ich kann Sie mir gar nicht ohne Geschäfte vorstellen.“

„Ja, alter Freund, nette Geschäfte! Ich fange nun auch an, meine Habseligkeiten auszuverkaufen.“

„Tja, wenn man noch was hat!“

Paulka, sich ereifernd: „Sie haben doch ihre Silbersachen, die Jubiläumsgeschenke. Alles muß dran. Neben nagelneuen Kleidern und Spitzenwäsche für die Bauern, heute die gangbarste Ware.“

Musikus lacht: „Es war einmal — — längst dahin!“

Paulka neugierig: „So, für wieviel sind Sie denn Ihr Silber losgeworden?“

„Ach, verkauft habe ich glänzend, 1000 Rubel das Pfund. Doch was hat's genützt? Aufgefressen!“

Paulka: „Aber Mensch, Sie haben ja keine Ahnung! Man zahlt heute schon 2500 Rubel das Pfund und gebrauchtes Silber! Ein — zwei Wochen und wir bekommen sicher 3000 Rubel.“

Musikus: „Was der Kuckuck! Wo denn? Ich habe noch einen Operngucker, echt Perlmutter, vergoldet, schöne Arbeit — — —“

Paulka: „Kauft hein Deibel heute! Wozu auch? Aber silberne Löffel, das ist ein Geschäft, auch auf goldene Uhren sind sie versessen. Ich sah noch gestern, wie ein „Roter" für einen gebrauchten silbernen Eßlöffel schlankweg 2000 Rubel zahlte."

Der Musikus hat einen abgebissenen Holzlöffel aus der Tasche gezogen, bitter: „Omnia mea mecum porto." Dann vertraulich zu Paulka: „Ich habe aber noch stoßweise Noten zu Hause herumliegen. Bisher heizte ich abends damit mein Liliputöfchen. Vielleicht praktischer zu verkaufen — — — —?"

Paulka: „Als Zigarettenpapier für die Roten, allerdings. Doch, ist das Papier sehr dick. Wenn Sie alte Kopierbücher hätten! Die werden gesucht, gute Preise. Alles fahndet jetzt nach Kopierbüchern."

Musikus etwas kleinlaut: „Aber wo haben Sie nur den Käufer für Ihr Silber gefunden?"

Paulka: „Man muß eben den richtigen Mann ausfindig machen, der die betreffende Sache braucht. Darin besteht doch der ganze Witz unserer heutigen sogenannten Arbeit."

Sie überschreiten eine Querstraße. An der Ecke steht ein kleines Mädel, zitternd vor Frost und ruft ihnen schüchtern zu: „Zucker gefällig? Ich verkaufe billig, vierzig Rubel das Stückchen." Aus dem Tuch schiebt sich ein verschmierter Tabakskasten, in dem fünf bis sechs Zuckerwürfel herumkleben.

„Hast wohl schon an ihnen herumgelutscht," ruft ihm Paulka zu, „diese gelbgrauen Dinger wird dir niemand abkaufen!"

„Hast du mir nicht gesehen!" empört sich die Kleine, „ach Sie! Mäkeln noch herum, statt froh zu sein, daß ich überhaupt verkaufe. Burjhui!" höhnt es hinterdrein.

„Sicher die Kinderration, welche auf die Kinderkarten verteilt worden ist," wendet sich Paulka an seinen Begleiter. „Die Gier nach Geld ist größer als der Hunger."

„Ach, sagen Sie das nicht, ich habe wiederholt beobachtet, daß sie ihre Rationen auf den Markt bringen, Brot einzutauschen. Denn satt wird man schließlich doch nur von Brot. Aber es graut einem ordentlich, wenn man sieht, welchen Umfang die Straßenspekulation der Kinder annimmt." — „Und frech sind sie über die Maßen," regt sich Paulka auf, „sehen Sie doch nur die Buben dort auf den Treppenstufen, wie sie bei aller Verfrorenheit unverfroren rauchen. Die machen die glänzendsten Geschäfte. Großes Geld kann man stets bei ihnen am leichtesten wechseln."

„Dummkopf!" zürnt der eine Junge auf den andern, „auf dem Heumarkt verkaufen sie schon die erste Sorte zu 10 Rubel das Stück." — „Und wenn du nur wagst," droht der Dritte und versetzt ihm einen Rippenstoß. „Versteh doch, du verdirbst uns die Preise!" —

„Papyrossy, Genossen, Papyrossy!" — „Spitschki! Spitschki!" schreit es entgegen. „Was kosten die Zündhölzer?" — „Siebzig Rubel das Schächtelchen!" Und im Nu hat sich schon Paulka ein Kästchen in den Handschuh gedrückt. „Ne. Junge, das ist unerhört! Auf dem Heumarkt zahlte ich gestern fünfzig Rubel!" — „Wie beliebt. Uns ist es gleich. Billiger bekommen Sie heute nirgends." — „Hier nehmen Sie für sechzig Rubel," bietet der eine Bengel bereitwillig an. — „Schweige!" Die andern stoßen ihn bei Seite, „glauben Sie ihm nicht, er betrügt, seine brennen nicht! Kaufen Sie meine! — „Nein, meine, echte schwedische, nur 65 Rubel!" — „Schlecht sind sie alle, wie Ihr unverschämt seid, alle durch die Bank," wettert Paulka. „Ich kaufe die zu 60."

Eilig flüchtet der Verkäufer auf die Straße. „Teufel!" droht es ihm nach. „Versuchs nur, dich nochmals hier auf dem Newski zu zeigen!"

„Sehen Sie, alter Freund," spricht Paulka im Weitergehen, „so korrumpieren wir die Jugend, weil wir leider auf sie angewiesen sind! Woher sonst sollten wir uns Rauchzeug verschaffen? Und das Verrückteste dabei ist, daß die Kommissare selbst gezwungen sind, bei den Halbwüchslingen Zigaretten zu kaufen, die diese aus den beiden nationalisierten Tabakfabriken sich erhandeln."

Mitten auf der Straße ziehen zwei Frauen einen Holzkasten auf einem kleinen Schlittchen mühsamen Ganges aus einer Schneegrube in die andere. Auf und nieder schwankt er wie auf Wellen getragen. Von den fortwährenden Stößen haben sich die dünnen Seitenbrettchen gelockert und der Deckel hat sich verschoben. Etwas bewegt sich unwillig hin und her in dem zu engen Kasten. Da — ein Ruck und der Deckel springt kopfüber in den Schnee. Ein Totenantlitz hebt sich hoch, fällt schwer zurück und verzerrt sich zu einem widerlichen Grinsen — — — —

Wie gebannt ist Paulka stehengeblieben und hat die Mütze gezogen. Aufgeregt zittert seine Stimme: „Weiß der Deibel, Fritzge, man kann keine hundert Schritt mehr machen, ohne auf einen Leichenschlitten zu stoßen — — — Seitdem wir unsere alte Tante hundegemäß begraben haben, ist's mir immer wie ein Messerstich ins Herz, wenn ich einem Toten begegne — — —"

Der Musikus sprachlos: „Wa — wa — as? Tante Liese t — o — ot?"

Paulka starrt ihn an: „Was ist denn los, Fritzge? — Halten Sie mich etwa zum Narren? Wir haben sie doch in der vorigen Woche verscharrt? — — — — Ja, wissen Sie denn das nicht — —?"

Musikus: „Herr du meine Güte! Leben wir in einer Straße doch — — nur zwei Häuser dazwischen — — und ich weiß von nichts — — gestorben, sagen Sie?"

Paulka schreiend: „Verhungert! Ja! und ich wußte es nicht einmal — —"

Musikus, gleichsam erwachend: „Verhungert also? So so so so — —" pfeift es zwischen den Zähnen, „also auch verhungert — — —"

Ein Lastauto rattert im Rücken näher. Holt sie ein und schwankt gräßlich fauchend vorüber. Berghoch getürmt. Schreibtische und Klubsessel und Rotholzmöbel — — — — irgendwo hervor lugt ein Goldrahmenspiegel, lichtlos, verstört. Ein schwerer Soldatenstiefel pendelt drohend darüber hinweg.

Die Kreuz und Quere starren Flinten gleich sturmgefegten Masten in den Himmel, und zuhauf lachen blutrote Kokarden über feisten Matrosengesichtern — — — vorüber!

„Sagen Sie, Paulka, sind Ihre Möbel noch heil und ganz?"

„Bis auf weiteres gerettet. Ich habe den Sekretär unseres Hauskomitees in meine Wohnung genommen. Parteimitglied. Feldscher auf einem Kanonenboot. Faules Mastvieh. Sonst eine ehrliche Haut." Pause. Der Musikus wechselt die Blechkanne in die rechte Hand hinüber und sucht die Finger der linken sich warm zu hauchen.

„Zum Henker, Fritzge, haben Sie denn keine Handschuhe?"

„Leicht gesagt, Handschuhe," erwidert der Musikus ärgerlich, „den dritten Monat warte ich schon! Laufe mir da Frostbeulen an die Finger und kann immer noch keinen Bezugsschein vom Hauskomitee auswirken."

„Aber, mein lieber Freund, Sie sind wirklich unverbesserlich. Nichts haben Sie vergessen und nichts zugelernt. Wer bekommt denn überhaupt etwas auf Karten außer verfaulten Kartoffeln und stinkendem Kohl? — Einzig Kragen und Manschetten können Sie noch in den Staatsmagazinen bekommen, sogar ohne Karten. Großer Vorrat."

Fritzge lacht bitter: „Glaub's schon. Ich habe bisher aber noch keinen gesehen, der einen Kragen trägt. — Kaum ein Hemd kann ich alle drei Wochen wechseln — — Früher — — immer blitzblank sauber, weiße Wäsche, weiße Brust, weiße Binde — — ha, ha, ha! Lustig heute, was? — — Aber, woher haben Sie nur die patenten Fausthandschuhe?"

Paulka in alte Erinnerungen versunken: „Ha! alter Freund! Tränen kommen mir in die Augen, wenn ich zurückdenke. Früher! Allüberall Leben und Licht und Menschen. Ha! das war ein lustig Leben, sicher und sorglos! Diese Toiletten, diese endlosen Reihen von Karossen vor den Theatern — — Lichtstrotzende Restaurants, wirkliche Mädels und alter Wein — — —"

Der Musikus ist stehengeblieben: „Gewesen, Paulka! Das kommt nicht mehr wieder — — ich aber muß heute meinen Frack zum Holzspalten anziehen. Komödie, was? oder auch Tragödie. Mein einziges Paar Hosen habe ich nun glücklich auch bald durchgesessen."

Paulka: „Ja, man kommt wirklich auf den Hund — Wissen Sie, noch während des Krieges, damals kam es uns lächerlich vor, daß die deutschen Zivilgefangenen in Bratenrock und Zylinderhut durch den Dreck der sibirischen Dörfer wateten. Die hatten eben nichts anderes mehr — — — Wenn ich doch meine Schwarzröcke und Fräcke gegen Fleisch eintauschen könnte! Aber diese Sachen ziehen bei den Bauern nicht. Auch die Kommissare haben dafür nichts übrig."

„Nur Geduld, Freund Paulka! Die Zeit wird auch noch kommen, wo der Bauer im Frack seinen Acker pflügen muß. Wird erst der Ausverkauf unserer Städte seinem Ende entgegengehen, dann werden die neuen Geldmenschen sich auch um Ballanzüge reißen. — — — Aber woher haben Sie nur die Handschuhe?"

Paulka zerstreut: „Ach so, die Handschuhe — Sie besitzen wirklich keine? Natürlich selbst machen. Alles heute selbst machen. Nehmen Sie einen weichen Filzhut, zerschneiden Sie ihn und nähen Sie sich solche Patschen. Klobig, aber warm."

Musikus: „Sie, Paulka, bleiben doch immer der alte Fuchs. Nicht kleinzukriegen. — Wer zum Kuckuck hat Ihnen aber die Watte verkauft?"

Paulka: „I wo, Watte! Daunenfütterung aus meinem alten Wintermantel, den ich sehr vorteilhaft einem Kommunisten verkaufte. Selbstverständlich ohne Daunen."

Fritzge, neugierig: „Für wieviel? Meine Tochter hat auch noch ihre Herbstjacke — — —"

Paulka: „Für 25 Tausend. Dafür kann ich ausgerechnet einen halben Monat täglich ein Schweinskotelett essen."

Fritzge erregt: „Sie spaßen! Schweinskotelett? Haben Sie eine Quelle?"

Paulka: „Schreien Sie doch nicht so laut, wir werden auffällig."

Dicht an ihnen vorbei jagt ein feines Gespann. Jemand in einer gelben Lederjoppe sitzt darin. Daneben ein Zobelpelz und knallgelb ein Strauß von Chrysanthemen. — — Am Hinterteil des Schlittens Spuren eines Wappens, darüber eine geborstene Goldkrone — — — —

„Hol Euch der Deibel!" Paulka ist zur Seite gesprungen. „Früher jagten Hunderte von Schlitten auf dem Newski und man ging sicherer über die Straße als heute."

Musikus: „Ich begreife nicht, woher noch die Blumen. Kosten doch sicher in die Zehntausende."

Paulka: „Darum gerade sind die Blumenmagazine als einzige Ausnahme nicht nationalisiert. Mein bekannter Gärtner auf dem Wosnesenski macht Bombengeschäfte. Nur Kommissare und Matrosen kaufen, und die zahlen."

Musikus, zuckt die Achseln: „Tja, die frühere kaiserliche Chansonette soll schon mit dem Fettwanst Sinowjew liebäugeln —“

Paulka: „Was wundert Sie das? Und Schaljapin, der ehemalige kaiserliche Hofsänger?“

Der Musikus seufzt. Dann ergreift er hastig Paulkas Hand. „Adjes, alter Freund. Schon zu lange aufgehalten. Ich verspäte mich noch!“

Paulka: „Der Deibel auch, was haben Sie es denn so eilig? Begleiten Sie mich nach Hause.“

Musikus, aufgeregt: „Aber, ich muß doch in die Mittagsküche!“

Paulka, erstaunt: „Was, Sie holen sich noch immer den Kartenfraß? Ich hatte vom ersten Versuch genug. Mir wird noch eben übel, wenn ich daran denke.“

Musikus: „Lieber Paulka, es können eben nicht alle ihre Kleider in anständiges Mittagessen umwandeln.“ Hungrig schwenkert die verfrorene Blechkann in der Hand. „Also adjes! Wann sieht man sich denn wieder mal?“

Paulka hält ihn am Arm zurück. „Fritzge, machen Sie doch keine Flausen! Heute lasse ich Sie nicht los. Ihre Suppe können Sie sich ja abholen, aber um 4 Uhr erwarte ich Sie. — — Keine Widerrede! Wir gehen dann zusammen zum anständigen Mittag. Echten Kaffee gibt's dort auch und Kuchen — — — Na, ich sage Ihnen, so etwas Pikfeines — — — Sie werden Ihr blaues Wunder erleben — — — Also, ich erwarte Sie bestimmt!“

Der Musikus, sprachlos: „Aber Paulka — im Ernst? Donner und Drommeten, wo Sie alles herausschnüffeln — — — Kuchen und Kaffee in Petersburg — — Ha, ha, ha! Und da redet man noch, daß es keine Burshuis mehr gibt!“

VIII. Auf den Folterbänken

1. Annuschka

Annuschka hatte ihre Herrschaft verlassen und einen jungen Kommissar geheiratet. Nun lebte sie in einer eigenen Wohnung, hatte es warm, brauchte nicht im Dunkeln zu sitzen und konnte täglich Fleisch essen, während die kinderreiche Herrschaft, in zwei Zimmern zusammengedrängt, mit der lichtlosen Kälte und dem Hunger tapfer weiterkämpfte. Doch Annuschka war ein gutmütiges Geschöpf und neidete ihrer früheren Herrschaft nicht nach. Sie brach auch nicht die Beziehungen zu der Familie. Wöchentlich einige Mal, zuweilen auch täglich, wie es gerade ihre Zeit erlaubte — und sie hatte nun ungewohnt viel freie Zeit — besuchte sie ihre frühere Herrschaft und half dann für ein paar Stunden großmütig in der Wirtschaft mit. Da sie aber nie erschien, ohne etwas Eßbares mitzubringen, war sie ein angenehmer Gast und erntete doppelten Dank. Sie bekam nicht nur für die mitgebrachten Lebensmittel den ungefähren Marktpreis ausbezahlt, sie durfte in der Regel auch das eine oder andre „feine“ Kleidungsstück als wohlverdientes Geschenk mit nach Hause nehmen. Doch Annuschka blieb das gutmütige Geschöpf und sagte ihrer alten Herrschaft nichts Böses nach.

— Eines Wintermorgens, als die Dämmerung ihre Schleier noch nicht hochgerafft hatte, klopfte Annuschka laut und ungeduldig an der Tür.

„Ah, Annuschka! So früh? Wohin waren Sie denn all diese Tage verschwunden?“ So empfängt sie der erstaunte Hausherr.

Doch Annuschka kommt nicht zum Antworten. Eins nach dem andern stürmen die Kinder in die Küche, in Hemd und Pantoffeln, nur die Decke über den Kopf gezogen, umringen die Magd, schreien durcheinander, wie Vöglein im Nest, die auf das Futter warten, das die Mutter ihnen bringt. „Annuschka, hast du wirklich

Brot mitgebracht?" „Annuschka, liebe, gute, schon drei Tage haben wir keines mehr auftreiben können!"

Langsam wickelt Annuschka aus einem verdächtigen Korbe einen großen runden Brotlaib, den sie lachend auf den Tisch stellt. „Landbrot?" „Ja, echtes Brot," nickt Annuschka herablassend und mustert die neugierig sich Heandrängenden mit gönnerhaftem Blick. „Ist das alles?" fragt mißtrauisch der Vater und schneidet das Brot an.

„Sie können noch andere Lebensmittel bekommen, Wassili Nikolajewitsch, aber nur unter einer Bedingung," und Annuschka haspelt eilig die Worte weiter, „gestern abend ist meine Schwester aus dem Dorf angekommen, ihren Mann zu besuchen, Sie wissen doch, daß er in der Munitionsfabrik arbeitet. Sie hat zwei Schinken, Mehl, Grütze und Leinöl mitgebracht. Das alles können Sie haben, darum bin ich so früh hergelaufen. Aber sie will die Sachen nur gegen einen neuen Pelz eintauschen. Da wollte ich Sie mal fragen. Sie haben doch den guten sibirischen Reisepelz — —"

„Hm, den Pelz wollte ich eigentlich nicht verkaufen, ein Prachtstück —"

„Eben darum, Wassili Nikolajewitsch, ist es für Sie gefahrvoll, den Pelz noch länger zu behalten. Wenn man ihn requiriert, bekommen Sie nichts dafür."

„Den Pelz wird mir niemand requirieren — aber kann es nicht ein anderes Kleidungsstück sein?"

„Das meinte ich auch zur Schwester, doch nein, sie will durchaus den Pelz — — — Und die Schinken sind wirklich gut, Wassili Nikolajewitsch."

„Papa," ruft der Knabe erwartungsvoll, „ja nimm die Schinken, zwei Jahre schon haben wir keinen Schinken gesehen!"

Ernst blickt der Vater drein, schweigt.

Annuschka schielt zum Vater hinüber: „Vielleicht würde meine Schwester sich auch begnügen mit der Karakulljacke Ihrer Frau — —"

„Davon kann keine Rede sein," fällt der Hausherr ihr ins Wort.

„Aber muß es denn gleich sein mit dem Pelz?!"

„Ja, die Schwester wartet auf Antwort; sie hat noch andere Stellen, wo sie ihre Lebensmittel leicht los werden könnte."

„Gut. Bringe die Schwester her. Wir wollen sehen, was zu machen ist."

„Also sie geben den Pelz?"

„Führe nur deine Schwester her, ich muß doch erst die Schinken sehen und abschätzen."

2.

In einem hochgewölbten Bett, unter einem Berge von wunderlichen Kleidungsstücken windet sich der bewußtlose Kommissar in Fieberträumen. Annuschka sitzt am Kopfende, schweigend. Uebernächtigt sieht sie aus und eine heimliche Wut verzerrt das blasse Gesicht. An der Tür steht der Vorsitzende des Hauskomitees. Er scheint unschlüssig, doch ermannt er sich und spricht mit einer Stimme, die Mitleid verraten will und doch wie strenger Befehl klingt: „Aber, Anna Iwanowna, es bleibt nichts übrig, wir müssen noch heute Ihren Mann ins Krankenhaus schaffen. Nach dem Dekret müssen alle Typhuskranke — —" Da schrickt die Frau empor. „Schweigen Sie! Sie, Sie allein sind schuld, daß es mit Petja so weit gekommen ist!" Und nun bricht sich ein lang zurückgedämmter Haß in leidenschaftlichen Worten Bahn. „Fluch der Sowjetregierung! Fluch allen ihren Dekreten! O, ich könnte diese Mörder alle erwürgen. Dreiundzwanzig Tage ist er von Kieff unterwegs gewesen. Tagelang im Schneefeld gelegen. Wäre er doch mit den andern erfroren! Lungenkrank und mit Typhus ist er nach Hause

gekommen und nun wollen Sie ihn noch ins Krankenhaus verschleppen. Das lasse ich nicht zu!"

„Aber Anna Iwanowna, daran ist doch die Sowjetregierung nicht schuld, wenn der Winter so streng ist, daß die Bahnen einfrieren. Uebrigens war es der freie Wille Ihres Mannes, in den Süden zu fahren."

„Diebe! Diebe!" schreit die Frau fassungslos. „Die Lebensmittel, die Petja mit sich geführt, haben sie ihm gestohlen. Selbst seinen neuen Pelz haben sie ihm ausgezogen, haben ihn halb erfroren im Wagen zurückgelassen, die eigenen Genossen. Verflucht sollen sie sein!"

„Niemand hat ihn gezwungen, nach Lebensmitteln zu fahren."

„Er hat aber doch von seinem Kommissariat Urlaub erhalten. Wissen Sie denn nicht, daß Petja ein angesehener Kommunist ist?" beteuert die Frau und schluchzt laut auf und ringt verzweifelt die Hände.

„Schlagt ihn tot, den Burshui, den Hund!" schreit es plötzlich heiser drohend aus dem Bett. Der Kranke hat sich aufgerichtet und stiert mit irren Augen um sich.

„Annuschka, schau her, Annuschka," röchelt es kaum verständlich und ein widerliches Grinsen zuckt um den gelähmten Mund. „Annuschka für dich — — goldene Halskette — — mit Kreuz — — verdammter Burshui — — in Kieff — — Annusch — —" Mit einem qualvollen Schrei sinkt der Kranke in die Kissen zurück.

3. Im Krankenhause

„Krepiert!" So hatte ihr der Feldscher mißmutig zugerufen, als sie nach dem Befinden ihres Mannes gefragt hatte, und sie in die anliegende Leichenkammer gewiesen. Eine bange Stunde hat sie nun in dem düsteren Raum herumgesucht. Sie sieht noch immer die zerquälten Gesichter, die sie angrinsen und fühlt, wie aus weitaufgerissenen stieren Augen ungezählte Blicke sie verfolgen, daß sie zusammenschauert. Von namenlosem Grauen gepackt, war sie immer wieder an die Tür geflüchtet und war doch wieder zurückgekehrt, um mit größter Selbstüberwindung aufs neue in dem Haufen der herumliegenden nackten Leichen zu suchen. O, sie hatte bei jeder Leiche sich verweilt, und sich abgemüht, die Züge ihres Mannes zu erkennen. Umsonst. Nein, ihr Mann befindet sich nicht in der Totenkammer. Das ist gewiß. Mit einem Gefühl, das nicht Hoffnung ist und auch nicht Verzweiflung, ist sie wieder ins Empfangszimmer geeilt und wartet stumm ergeben, ob sie nicht eine Krankenschwester sprechen könnte.

Aus dem Nebengemach dringt ein unheimlicher Gesang zu ihr herüber, unaufhörlich. Wilde, drohende Schreie, daß sie zusammenzuckt und sich die Ohren zuhält, und dann wieder wimmerts leise und klagt in unverständlichen Lauten, und dann stöhnt es dumpf, schreckbar, wie aus hohler Tiefe. Die Tür ist halb geöffnet. Sie sieht, wie auf dem Fußboden ein Knäuel Menschenleiber sich windet, vor Schmerzen sich krümmt — — — Da huscht eine Krankenwärterin wie gescheucht durch die Tür und will an ihr vorüber.

„Schwesterchen, Schwesterchen!" ruft die Frau verstört und hält die Wärterin an der Schürze fest. „Sagen Sie, wo liegt mein Mann? Er ist nicht in der Leichenkammer!"

„Pjötr Iwanow, mein Mann, gestern eingeliefert."

Einen Augenblick steht die Schwester sprachlos. Dann fallen tonlose Worte: „Noch nicht sortiert. Zu viel Kranke. Sehen Sie, wie sie noch herumliegen."

„Er lebt also doch?" Die Frau klammert sich mit flehendem Blick an die Schwester.

„Wenn er nicht in der Leichenkammer liegt, dann lebt er wohl noch."

„O Gott! Gott, welche Hölle!“ schreit die Frau und ballt drohend die Hände. „Fluch über euch! Ich verfluche euch!“ Dann sinkt sie plötzlich in die Knie, verstummt, schlägt mit einer altgewohnten Geschwindigkeit nicht endenwollende Kreuze, wobei sie den Kopf ohne Unterlaß bis zur Diele neigt.

4.

Nacht. Dicht aneinander gedrängt stehen die Betten. Die Dunkelheit läßt nur unklare Umrisse erkennen, doch der Raum atmet hörbar, schnarcht. Von Zeit zu Zeit spricht jemand im Traum. Ein Lachen gellt schauerlich durch die Nacht, verlallt. Hier pfeift einer aus röchelnder Brust, dort wimmert's weinerlich. Eine beklemmende Luft verdichtet noch die Finsternis der Typhusbaracke. Plötzlich wird's lebendig, irgendwo. Man hört, wie die Kranken im Bettstroh wühlen. Schimpfworte fallen. Zwei Nachbarn scheinen um das gemeinsame Bettuch zu zanken. Da schreit eine erschreckte Stimme: „Feldscher, Feldscher, he Kerl! Mein Nachbar ist tot! Feldscher!“ Schauervoll wiederhallt das Echo aus allen Ecken. Hier und da sitzt einer auf.

„Was schreist du?“ — „He, Feldscher!“ kreischt es wild. „Schweigen!“ droht es zurück. „Feld—schee—r! Feld—sch—e—er! brüllt es wie am Spieß. Endlich stolpert eine verschlafene Gestalt in die Baracke. Aus der Tür blendet ein fahler Lichtstreif über die Reihen der Betten hinweg. „Teufel, was schreit Ihr!“ poltert der Wärter. Einen Augenblick verstummt der Saal. Dann ruft eine Stimme herausfordernd: „Schafft die Leiche fort, sie ist schon längst kalt!“ Fluchend drängt sich der Wärter bis zur Wand vor. Mit einem schwachen elektrischen Lämpchen leuchtet er suchend umher. „Nu, was denn?“ „Hierher, seht Ihr denn nicht!“ Auf zwei nebeneinander gestellten Pritschen liegen zusammengepfercht drei Menschen. Der mittlere ist tot und starr mit gläsernen Augen in den Lichtschein. „Krepiert, was?“ „Nehmen Sie ihn weg, daß wir Platz bekommen“, betteln die beiden lebenden Bettgenossen. „Wartet bis morgen!“ bescheidet sie kurz der Wärter. „Dann seid Ihr auch „liquidiert“.

„Nehmen Sie ihn weg!“ flehen zitternd die beiden noch Lebenden.

„Die Leichenkammer ist überfüllt!“ schnauzt der Wärter sie an. „Hol Euch der Teufel, daß Ihr die Nachtruhe stört! Zu schweigen habt Ihr! Verstanden?“

Eilig macht er kehrt, stampft hinaus und wirft die Tür hinter sich krachend ins Schloß.

5. Die Gefangenen

Wie ein Schuß hinter ihm her fiel die Kerkertür ins Schloß. Sechsunddreißig Hungerstunden lagen hinter ihm, sechsunddreißig bange Stunden qualvoller Strapazen aus einem Kommissionslokal ins andere. Nur ein Gedanke war's, der ihn bisher aufrecht erhalten hatte: daß er sich endlich einmal wird ausruhen können. Nun wollte er, als er sich in die Zelle gestoßen sah, erleichert aufatmen, — doch der Atem stockte ihm im Halse. Er rang nach Luft. Er fühlte, wie sich unsichtbare Schwergewichte immer drückender auf seine Brust legten. Eine dumpfe Schwüle umnebelte die Sinne; vor den Augen flimmerte es rot und feurig und in den Ohren brauste ein Sturm; er spürte nur, daß er tiefer, immer tiefer in ein bodenloses Nebelmeer versinkt. — — —

„Herr Pastor! Herr Pastor! Hierher!“ Eine ihm bekannte jungkräftige Stimme rief irgendwoher fern aus der Dämmerung. Ohne Unterlaß hörte er diese rettende Stimme rufen, während sein Bewußtsein im Dunstkreis untertauchte.

Mit einem Male merkte er, daß er sich weiter vortastet, wie ein Maulwurf durch einen Knäuel schwitzender Menschenleiber, immer der Wand entlang, der

Stimme nach. Er wußte nicht, was er tat, noch wo er war, er fühlte nur, daß er vorwärts kam. Plötzlich vernahm er dicht über sich den Schrei „Herr Pastor!“ Im Nu hatten ihn zwei Arme hochgezogen und ans Fenster gedrückt. Schon schlug ihm eine wohltuende Kühle ins Gesicht, er atmete zum ersten Male tief auf. Da erwachte er wieder zum Bewußtsein. —

„Herr Pastor, wie bin ich froh, daß sie zu mir hergefunden haben. Ich hatte Sie sogleich erkannt, aber ich wagte nicht, meinen Fensterplatz zu verlassen. Zwei Tage habe ich um ihn gekämpft. Hier sind Sie vorläufig in Sicherheit.“

Ein Jüngling mit großen blanken Fieberaugen hielt ihn krampfhaft unter den Arm gestützt und sprach mit heiserer Stimme auf ihn ein. Der Pastor konnte sich nicht auf den Namen des Jünglings besinnen, aber er fragte nicht, er sog nur begierig die frische Luft ein, die sich durch eine zerschlagene Fensterscheibe in den stickigen Raum zwängte.

Draußen blinkten die Sterne ruhig und klar durch die dunkle Winternacht.

Nach längerem Schweigen begann der Jüngling zu flüstern, tonlos, als hätte seine Stimme jeden Klang verloren. „Drei Tage haben Sie nun Ruhe. Sie dürfen aber Ihren Platz nicht verlassen. Die Menschen sind hier förmlich aufeinander gepreßt. Da will ein jeder ans Fenster. Nur standhaft ausharren, sonst sind Sie verloren — — — mich wird man wohl in dieser Nacht abholen — — —“

Plötzlich klammert er sich wie ein Ertrinkender an den Pastor und röchelt ihm flehend ins Ohr: „Herr Pastor, sorgen Sie für meine Mutter, wenn Sie freikommen.“

Der Pastor steht betroffen da, er kann keinen Laut hervorbringen. Der Jüngling hat sich abgewandt. Er lauscht gespannt.

Im dämmerigen Raum dunstet der Atem der eingepferchten Gefangenen. Es summt wie in einem Bienenschwarm und dann wieder murmelt es unheimlich, wie ein nachttiefes Gewässer, aus dem unsichtbare Geister ächzen und stöhnen.

Dann beginnt der Jüngling auf neue. Seine Worte hasten. „Sie werden gleich kommen. Ich muß Ihnen sagen, wie es hier zugeht. Nur wenige Pritschen sind vorhanden, an den Wänden. Zwei Mann auf einem Brett. Das ist der „Zarenplatz“. Die wenigen Tische sind der zweite Platz, dann kommen die paar Bänke. Alle übrigen kauern auf dem kalten Fußboden oder stehen herum, bis sie umfallen. — — — Wenn ein Schub abgeführt wird, dann beginnt sogleich das Aufrücken zu den Liegeplätzen. Diesen Augenblick dürfen Sie nicht verpassen. Verläßt einer sein Bett, dann springen Sie hinzu und strecken sich aus. — — — Ich rate Ihnen aber doch, am Fenster auszuhalten, die Pritschen sind verwanzt und verlaust — ——“

Der Jüngling bebt am ganzen Körper und krampft sich an das Fenstergitter. „Hören Sie? Nun werden die gleich da sein. — — — Nehmen Sie hier das Stückchen Brot — — — Sie werden hungern — — — hier gibt's nichts zu essen — — — —“ Der Saal ist verstummt. Ein unheimliches Todesschweigen. Auf dem Hofe hört man zwei Automobile rattern.

6. Die Hinterbliebenen

Empfangstag für Lebensmittel im Spalernaja-Gefängnis. Im kalten Vorraum unter dem Auskunftsgitterfenster windet sich eine endlose Schlangenlinie: Frauen, Kinder, Männer, abgelumpte Intelligenz und einfaches Volk bunt durcheinander gemengt. Alle sind gleicherweise bepackt mit Säcken, Taschen, Körben und Köfferchen. Viele haben kleine Handschlitten neben sich stehen. Diese Hunderte von zufällig zusammengedrängten Menschen eint ein Seelenton, der gleichgestimmt alle bewegt: „Ist er noch da? Lebt er noch?“ Lange warten sie

schon. Es ist längst zehn Uhr, doch das schicksalschwere Fenster will sich nicht öffnen. Die Spannung wächst mit jeder weiteren Minute.

Ein altes Mütterchen mit einem ungeheuren Packen, ganz außer Atem, drängt sich resolut nach vorn, als gäbe es für sie kein Hindernis.

„Wohin, Alte?" rufen einige Stimmen aus der Reihe.

„Zum Sohn. Er ist doch hier?"

„Mußt dich in die Reihe stellen. Du siehst, wir warten auch."

Die Alte blickt verständnislos um sich. „Aber werde ich ihn auch sehen? Dauert's noch lange?"

Die Frau erregt Mitleid. Verschiedene mischen sich ins Gespräch, suchen die Alte aufzuklären.

„Setze dich nur auf deinen Proviantsack, eine Weile dauert's noch."

„Die Sachen kannst du wohl abgeben, aber zugelassen wird niemand."

„Du bist wohl vom Lande?"

„Herr du meine Güte!" Das Mütterchen regt sich auf. „Zwei Tage bin ich gefahren. Da wollte man mich nicht durchlassen. Die Milch haben sie mir auf dem Bahnhof requiriert — — —"

„Milch darf nicht eingeführt werden", erklärt eine Stimme.

„Aber man sagte mir doch, daß ich ihm Lebensmittel bringen dürfte."

„Das darfst du schon, ob dein Sohn aber diese bekommen wird, das können wir dir nicht versprechen."

Die Alte schlägt die Hände zusammen. „Herr, du meine Güte! Ich habe doch einen Korb voll Lebensmittel, für einen ganzen Monat. Eier und Wurst und zwei Laib Brot — —"

Man sucht die Alte zu beruhigen. „Gib nur alles ab. Je mehr du ablieferst, einen desto größeren Anteil erhält der Gefangene."

„Erst mußt du aber hier am Schalter erfahren, in welcher Zelle dein Sohn sitzt," erklärt ein anderer. „Dann schreibst du Nummer und Namen deines Sohnes auf den Proviantsack und gibst ihn im Nebenraum dem Rotarmisten ab."

„Herr, du meine Güte!" Die Alte ängstigt sich. „Wer wird mir denn die Nummer aufschreiben?"

Derweil hat sich die Reihe wieder geordnet und beginnt langsam vorzurücken.

„Wissen Sie genau, daß nur ein Dritteil von den Lebensmitteln fortgenommen wird?" fragt eine Frau ihren Vordermann.

„Man sagt so. Was zurückbehalten wird, soll in den allgemeinen Kochtopf kommen."

„Zufall ist alles," erläutert ein Dritter. „Zigaretten zum Beispiel werden stets konfisziert. Und ob das Brot in die Hände der Gefangenen gelangt, ist auch Glückssache."

„Ganz recht," bekräftigt ein Vierter, „Glückssache ist alles. Vor einem Monat in der Gorochowaja, da sahen die Gefangenen es gern, wenn recht viel Lebensmittel zurückbehalten wurden. War damals ein Koch eingelocht, ein Engländer, der mußte auf Befehl kochen. Da bekamen die Gefangenen eine genießbare Suppe. Es dauerte aber nicht lange. Die Hunde erschossen den Koch." —

Vorne am Gitterfenster ist eine Bewegung. Man hört jemand laut schluchzen. Die Reihe hat sich aufgelöst und drängt zurück. Auf dem Boden krümmt sich eine Frau und schreit mit schriller Stimme, markerschütternd: „O Gott! O Gott! Sie haben ihn erschossen. Er ist unschuldig! Hört, er ist unschuldig!"

„Der nächste!" brüllt eine Stimme aus dem Fenster der Auskunftei. Schweigend ordnen sich die Menschen wieder in die Reihe.

IX. Es geht zu Ende

— — — — — „Sagen Sie, bitte, wo befindet sich eigentlich die Musikschule hier?" fragt eine durchnäßte Gestalt eine Frau auf dem Hof, die aus einer Tonne Regenwasser schöpft. „Musikschule?" „Ja, die Musikschule von Dorff." „Ach so, Dorff. Gehen Sie nur weiter durch den Hof, dann links um die Ecke, bis zur Tür rechter Hand." „Besten Dank."

— — — — — Auf der dämmerigen Hintertreppe stinkt's wie in einer Müllgrube. Dennoch klopft die Gestalt an die erste beste Tür. „Ist hier die Musikschule?" Von drinnen schreit es: „Scheren Sie sich zum Teufel. Der Dritte schon. Wir haben hier keine Musikschule!" Nervös hastet er eine Treppe höher, klopft wieder. „Wer da?" — „Ist hier die Musikschule?" — „Hier gibt's keine Schule!" — „Aber entschuldigen Sie, in diesem Hause muß sie doch sein." — „Wer?" — „Die Musikschule von Dorff." — „Ja, Dorff. Durch den Hof links, erste Tür links, eine Treppe rechts." — „Besten Dank."

— — — — — „Entschuldigen Sie, ist hier die Musikschule von Dorff?"

„Ja, was wollen Sie," fragt es von drinnen. „Ich komme von Herrn Paulka mit einer sehr wichtigen Nachricht." — „Warten Sie ein wenig." Eine kurze Weile vergeht, dann öffnet sich zaghaft die Tür. Eine Frau, wie zu einer Nordfahrt ausstaffiert, bittet ihn über die Schwelle zu treten. Geräumige Küche. Auf einem großen Fenstertisch blakt eine Oellampe. Eine Frau sitzt davor. Am Herde steht ein kleiner fleischloser Mann in einem zugeknöpften Mantel und spaltet Holz. Eine weiße Künstlermähne umrahmt das unrasierte Gesicht.

„Verzeihung, wenn ich störe, sind Sie der Musikdirektor Dorff?"

Jawohl, mein Herr, gewesener. Jetzt, wie Sie sehen, Ofenheizer und Koch. Sie wünschen?"

„Mich hat Herr Paulka hergeschickt, ich sollte Ihnen — — —

„Ah, Freund Paulka, das ist ja nett von ihm. Aber da müssen Sie sich schon an meine Töchter wenden. Das Schuhflicken ist ihr Gebiet." Neugierig mustern die beiden Frauen den Fremden. Endlich faßt er sich und stottert hervor: „Verzeihung, ich bringe Ihnen keine Stiefel zum Versohlen." Die Gesichter der Töchter werden sichtlich länger. „Womit kann ich denn sonst dienen?" fragt enttäuscht und etwas nervös der Alte. „Eine wichtige Nachricht, Herr Dorff. Da ich hier vorbeikommen mußte, bat mich Herr Paulka, Sie unbedingt aufzusuchen. Herr Paulka warnt Sie dringend, in die Wohnung der Sängerin Dygen zu gehen. Wir sind alle in heller Aufregung. Denken Sie sich, sie ist gestern arretiert worden." — „Was? Dygen?" schrecken die Frauen von ihrem Schustertisch auf. „Mein Gott, sagen Sie doch, wann ist das passiert?"

„Gestern. Frau Dygen besuchte ihre Bekannten. Da war Haussuchung. Man schleppte sie mit."

„Also auch meine Dygen ist arretiert." Der Alte steht da, als ob er einen Schlag ins Gesicht bekommen hätte. „Sagen Sie uns nur, wohin hat man sie abgeführt?" fragen aufgeregt die Töchter. „Dygen hat sich niemals mit Politik beschäftigt." — „Nun ist unser Zirkel ganz zerstört," murmelt der Alte und zerkleinert mechanisch ein Scheit Holz.

„Wer weiß, wohin man sie verschleppt?" ruft erregt der Fremde. „Und wenn sie hundertmal unschuldig ist, kann sie trotzdem gemordet werden. Zufall ist alles. Niemand ist mehr sicher!" — „Aber mein Gott, sie ist doch ganz unbeteiligt! Wie können wir ihr nur helfen? sagen Sie!" und sie ringen verzweifelt die Hände. — „Paulka wollte morgen Erkundigungen einziehen! Sie wissen, wie gefährlich das ist, in der Gorochowaja nachzuforschen."

„Paulka schafft es," tröstete der Alte, „der schnüffelt alles aus. Wenn wir nur erst wüßten, wo sie steckt!"

„Aber Sie lassen uns sogleich wissen, wenn Sie Näheres erfahren. Seien Sie so gut!" flehen die Töchter.

„Selbstverständlich will ich das tun. Aber um Gottes willen gehen Sie nicht in die Wohnung der Frau Dygen. Sicher ist ihre Wohnung jetzt umstellt. Und dann sollten Sie unbedingt den Organisten Fritzge warnen. Paulka wollte einige Bekannte aufsuchen, damit nur ja niemand es wage, zur Dygen zu gehen." — „Dann will ich gleich zu Fritzges hinüber," sagt die eine Tochter. „Auf keinen Fall, Annchen," der Vater zittert am ganzen Körper und hält die Tochter zurück. „Aber jemand muß sie doch warnen!" — „Nein, Annchen, du bleibst, Fritzge wollte ja heute abend kommen, dann sagen wir's ihm. Auch Berta lasse ich nicht fort." — „Nein, die arme Dygen!" jammert Annchen und setzt sich an den Tisch. Die andere Tochter steht unschlüssig da. „Wo wohnt denn Herr Fritzge?" fragt der Fremde. „Ach, gar nicht weit von hier, nur ein paar Straßen," antworten fast zugleich Töchter und Vater. „Wenn Sie mir das Haus beschreiben wollten, Herr Dorff, will ich gerne diesen Botendienst tun." — „Sehr liebenswürdig von Ihnen, mein Herr, ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Es ist doch furchtbar, daß man nicht mehr wagen kann, seinen Freund zu benachrichtigen!" Annchen hat in aller Eile die Adresse auf ein Stückchen Birkenrinde geschrieben. „Hier, bitte. Auf dem Mittleren Prospekt."

„Hoffentlich nicht im Hof versteckt," murmelt etwas zaghaft der Fremde. — „Nein, sehr leicht zu finden. Es ist nur e i n e Tür im Torweg." — „Aber sagen Sie, bei wem war denn die Haussuchung?" erkundigt sich jetzt der Alte. „In der Wohnung des Superintendenten." — „Was?" schreit der Alte außer sich, „hat man den auch arretiert, den Greis, den Senior unserer Kirche?" — „Ich glaube, man hat nur den Sohn mitgenommen. Paulka weiß Genaueres." — „Kinder, Kinder," ruft der Musiker, „es löst sich alles auf, alles geht in die Brüche!" — „Aber kann denn die Gemeinde nicht etwas tun?" fragt Annchen herausfordernd. — „Sie können doch unmöglich die ganze Gemeinde einlochen?" — „Kind, wir haben's doch durchgemacht. Haben wir denn etwas erreicht!? Sehen Sie," wendet er sich an den Fremden, „ganz so grundlos wurde im Sommer unser Pastor mir nichts dir nichts als Geisel nach Moskau verschleppt. Bis heute nicht freigelassen. Die arme Frau Pastor handelt seit dem Herbst mit Limonade und anderem Zeug auf dem Markt, dabei ewig in Aengsten, man könnte sie als Spekulantin erschießen. — So wird jedem von uns etwas Liebes geraubt, etwas Teures zerschlagen und zuletzt wird man seelisch aufgerieben — — —." — „Haben Sie Ihre Musikschule auch schließen müssen?"

„Jawohl, aber nicht auf Befehl der Bolschewisten. Ich habe einfach keine Schüler. Geflüchtet, erschossen, gestorben, in die Rote Armee gezwungen — alles ist auseinandergestoben. — So mußte ich denn auf meine alten Tage das Kochen erlernen, während meine Töchter Schuhe aus Stoff nähen. Meinen zweiten Rock haben sie nun schon aufgebraucht. Was soll ich denn auch noch mit Röcken und Fräcken? — Einigermaßen füttern wir uns durch, und das ist doch die Hauptsache heute. Nur mit der Feuerung wird es böse."

„Papa, kann der Herr nicht bei Paulka nachfragen, ob der nicht eine Holzquelle weiß", unterbricht die Tochter Berta. — „Ja, mein Herr, wenn Sie so gut sein wollten, Paulka gelegentlich zu erinnern. Er ist schon oft ein Helfer in der Not gewesen. Wir haben uns jetzt in die Küche zurückgezogen. Bewohnen nur noch zwei kleine Zimmer. Es fällt aber schwer, selbst diese Räume warm zu kriegen. Rundherum Eislöcher, die ziehen alle Wärme ab. Ich habe ja eine große Wohnung, neun Zimmer und der Saal. Meine Töchter hatten früher noch eine Kleinkinder-

schule hier ———." — „Was, neun Zimmer? Wieso hat man Ihre Wohnung nicht requiriert?" Was sollen sie denn da requirieren? Die leeren Räume? Alle Möbel, Tische, Notenpulte, alle Schultafeln haben wir ja aufgeheizt. Jetzt kommen die Stü .s dem Saal dran — — —. Und dieses altersschwache Haus ist ihnen auch nicht fein genug. Und dann bedenken Sie die Beheizung: alles Kachelöfen! Na, unser Haus requirieren sie nicht. Allenfalls uns selbst. — — Aber daß sie die Dygen eingelocht haben! Wissen Sie, das war noch meine einzige Freude sie singen zu hören. So ganz heruntergekommen waren wir ja noch nicht. Jeden Monat wenigstens einmal kamen wir zusammen, Fritzge und Tochter auch, und musizierten uns den grauen Alltag aus der Seele — — —. Nun hat das auch sein Ende — — — —. Aber was sagten Sie da, ein Hinterhalt sei in Dygens Wohnung gelegt?" — „Paulka vermutet. Das geschieht jetzt immer so. Ein neuer Trick, unschuldige Menschen einzufangen. Also gehen Sie um Gottes Willen nicht zu Dygens, bis sich alles aufklärt." — „Ja, wir werden immer einsamer und verlassener — — —. Selbst die Sonne will nicht mehr scheinen. Grau in grau alles, schon seit Wochen — — — — — — — — —."

X. Die Hungerkatastrophe

„Die Strafexpedition der Roten ist im Nachbardorf!"

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der Gemeinde der deutschen Kolonisten. Seit Wochen hatten die Bauern auf diesen Augenblick gewartet. Sie wußten, was auf dem Spiele stand, und sie hatten ihre Vorbereitungen getroffen. „Nun haben wir genug geduldet! Von uns hat man stets mehr verlangt als von den Russen. Wir haben jedes „Mehr" an Getreide schweigend abgeliefert und haben unsere Arbeit mit erneuten Kräften fortgesetzt. Aber die Aussaat können wir uns nicht wegrequirieren lassen. Wir dürfen nicht mehr schweigen!" So hatte der Dorfälteste gesprochen, und die Bauern hatten ihm zugenickt, als er von Notwehr sprach und von der Pflicht, die Familien vor dem Hungertod zu schützen. Einstimmig hatten sie den Beschluß gefaßt: „Wir stehen alle zusammen wie ein Mann und verteidigen unser letztes Hab und Gut." Das klang wie ein drohend ernster Schwur.

Und wie sie nun einer nach dem andern auf den Alarm hin vor den Gemeindespeicher zogen, der das letzte Getreide barg, da konnte man in ihren Gesichtern lesen, mit welcher Entschlossenheit sie gewillt waren, der roten Gewalt Widerstand zu leisten. Alle kamen sie heran, Frauen und Kinder und schwankende Greise. Zumeist waren es abgehärmte Gestalten, barfüßig und in Lumpen gekleidet; man sah aber auch Menschen mit geschwollenen Gliedmaßen und aufgedunsenen Gesichtern, die leblos in die Weite stierten. Alle kamen sie heran. Ein furchtbarer Anblick! Als wenn die vielen hundert Menschen einem qualvollen Krankenhaus entflohen wären und, haßerfüllt, mit letzter Kraft einen schrecklichen Fluch ausstoßen wollten. Und vor die zusammengedrängte Menge stellten sich in finsterem Schweigen, wie Erzengel anzuschauen, die wenigen aufrechten Männer mit Sensen und Heugabeln und Deichseln bewaffnet.

Lautlos warten sie. Das Pferdegetrappel kommt näher. Schon hallt es auf der Dorfstraße wider. Eine rote Patrouille rast auf den Platz.

„Ist dies das Dorf Alt-Baura?" — „Ja, Alt-Baura. Wir haben vor drei Monaten das nach dem Dekret geforderte Getreide abgeliefert." — „Ihr lügt!" Zu wenig habt Ihr abgeliefert. Heraus mit dem Rest!" —

Der Dorfälteste tritt vor: „Wir können nichts mehr abliefern. Es reicht nicht einmal zur Aussaat."

„Das geht mich nichts an," ruft der Führer der Roten. „Ich habe kommissarischen Befehl, von jedem Hof Getreide zu requirieren."

„Wir haben nichts!" droht es dumpf aus der Menge.

„Im Namen des Kommissars befehle ich Euch zum letzten Male, freiwillig das Getreide auszuliefern!"

Wie angewurzelt steht die Gemeinde vor dem Speicher und schweigt. Nur die Kinder hört man wimmern und nach Brot schreien.

„Wie Ihr wollt", ruft der Führer, „dann lasse ich das Dorf plündern. Vorwärts, Genossen! Und Euch da nehme ich als Geiseln!"

Aber schon hatten sich die mit Heugabeln und Sensen bewehrten Bauern auf den Reiter gestürzt, ihn heruntergezerrt und in Stücke gerissen. Wie eine wütende Meute hatten sich die Bauern in die Roten verbissen und sie zurückgeschlagen. Da tackte ein Maschinengewehr von irgendwoher. Herzlos umstrich es den Speicher und mähte die Reihen der Weiber und Kinder nieder. — — —

Auf seinem Hof steht der Bauer Peter Libbert und hantiert an einem zerbrochenen Wagen. Seine Hände zittern. Das grünlich-fahle bärtige Gesicht verzerren Gier, Wut und Angst und graben qualvolle Furchen hinein.

Wie das Gehöft ausgeplündert daliegt! Selbst die Bäume längs der Gutsmauer recken sich wie dürre Gespenstergerippe in die glühheiße Morgenluft, denn sie sind kahl genagt. Und alles ist so unheimlich leer und still ringsherum.

Nur im Dorf läutet das Totengsöcklein ohne Atempause seit langen Stunden. Es klingt wie ein trostloses Weinen, das nicht zu stillen ist. — Peter Libbert hat sich so trotzig in seine Arbeit vergraben, daß er nichts zu hören scheint. Seit dem Frühmorgen, als er auf den Hof gewankt kam und die armselige Mähre aus dem Stalle zog, um sie vor den Wagen zu spannen, werkelt er wie ein verbitterter Lohnknecht herum, der mit seiner Arbeit nimmermehr fertig werden kann. Zweimal schon hatte er das schrumpelige Pferdchen ausgespannt, nun zwingt er sich, es zum dritten Male einzuspannen.

„Es muß sein, hier verhungerst du, armes Vieh. Ich tausche dich ein, verstehst du. Klaus, der Nachbar, gibt mir seinen Hof und heile Obstbäume dazu. Der wandert aus — — — krepiert auf allen Straßen! Wandert nur aus, alle aus! Ich bleibe!" Schauerlich klingt sein heiseres Lachen durch die gähnende Leere. Nun er sich zum Entschluß durchgerungen hat, dem Klaus das Pferd für die Flucht zu überlassen, atmet er erleichtert auf und vollendet zielsicher seine Arbeit.

Vom Dorf her läutet das klagende — anklagende Glöcklein ohne Atempause.

Plötzlich zuckt der Bauer zusammen, starrt auf die Mauer und duckt sich mit einem Ruck hinter den Wagen.

Auf der Dorfstraße trippelt es von eiligen Schritten, als wenn eine gescheuchte Herde flüchtet. Näher hasten die Schritte.

Jetzt gellen heisere Schreie nach Brot und ein gräßliches, wildes Lachen erfüllt die Luft.

Peter Libbert lauert gespannt. Ihm ist's, als wenn der Hof aus allen Ecken von ersticktem Weinen leise wimmert.

Da fliegt mit widerlichem Krächzen ein Schwarm Raben auf und schattet über den Hof. Ein markerschütterndes Geheul drängt sich ihm drohend nach, wie

das Brüllen ausgehungerter Tiere, die Blut gerochen haben. Und schon stürzt sich eine Schar ausgemergelter zerzauster Gestalten gleich einem Rudel Wölfe über etwas her, das vor dem Tor liegt. Im Nu haben sich die schwarzangelaufenen Füße, einander übertrampelnd, zu einem unentwirrbaren Knäuel verwirkt, das fauchend und winselnd weiterrollt, die Beute mit sich zerrend.

„Leichenfresser!“ schreit der Bauer ihnen nach und erhebt sich, noch bebend vor Schreck. Dann ballt er die Fäuste zum Himmel und krächzt: „O, ich bin stark. Ich halte aus. Warum sollte ich meine Kinder nicht den Persern verkaufen? Dort können sie leben. Nein, nur nicht ertränken. — — — Schau her, Gott, wie stark ich bin — und dann werde ich noch reich — — Klaus, du bist ein dummer Kerl, daß du auswanderst — — — dein Gehöft ist heil und ganz — — nur die Schwachen sterben — — ja, ich bin noch stark — —“

Doch wie Peter Libbert jetzt die Mähre zum Gehen antreiben will, bricht sie zusammen und streckt die Viere von sich.

Vom Dorf her läutet das Totenglöcklein ohne Atempause sein monotones bim — bim, bim — bim — — —

Buchdruckerei Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11, Hedemannstraße 12

Ferner erschien in unserem Verlage: (Auflage bisher 65 000):

Aus dem Inhalt: Die Einnahme Kiews. / Das Massenblutbad in der Nacht zum 28. August 1919. / Die Schreckenshäuser der Mordkommissionen (die Tschreswytschaikas) von Kiew. / Das Innere der Schreckenshäuser, die Gefangenen und ihre seelischen Marterungen. / Die Menschen-Schlachthäuser. / Das Menschen-Schlachthaus an der Ssadowaja-Straße 5 der Kreis-Tsché-Ka, der Allukrainischen Tsché-Ka und der Militär (Chinesen) Tsché-Ka und die Folterungen in denselben. / Das Schlachten der Menschen. / Die Schrecken von Odessa. / Die Totenversammlung von Sebastopol. / Die seelischen Folterungen der Opfer vor der Hinrichtung. / Die Blutfeste. / Die Kirchenschändungen. / Die Provokationsverschwörungen. / Der König der Henker Apfelbaum. / Das Martyrium der Bauern. / Die Arbeiter. / Die heldenhafte Verteidigung Kiews durch die Arbeiter. / Die Kamarilla, die Rußland regiert. / Ein guter Rat den nach Rußland fahrenden Abordnungen.